SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 14 • Jahrgang 1996

Reinhardt Becker Verlag Velten

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89597-313-0

Inhalt

Heinrich Scheel

Autobiographische Aufzeichnungen.
Vom Leiter der Berliner Schulfarm Scharfenberg
zum Historiker des deutschen Jakobinismus (1946-1956) >>>

Samuel Mitja Rapoport

Vorbemerkung >>>

Heinrich Scheel.

Das Lehrerdasein. Scharfenberg >>>

Haus der Kinder >>>

Hauptschulamt und Pädagogische Hochschule 62 >>>

An der Universität >>>

Helmut Bleiber:

Trauerrede für Heinrich Scheel >>>

SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT

BAND 14 JAHRGANG 1996 HEFT 6

Heinrich Scheel

Vom Leiter der Berliner Schulfarm Scharfenberg zum Historiker des deutschen Jakobinismus (1946 - 1956)

Autobiographische Aufzeichnungen

LEIBNIZ-SOZIETÄT e.V.
BERLIN

Vorbemerkung

„Ad multos annos. Auf daß wir bald Ihren zweiten Erinnerungsband in den Händen halten und lesen können." Dieser Wunsch, mit dem ich meine im Namen der Leibniz- Sozietät vorgetragene Laudatio auf Heinrich Scheel anläßlich seines 80. Geburtstages am 11. Dezember 1995 schloß, hat sich nicht erfüllt. Heinrich Scheel starb am 7. Januar 1996.

Unerfüllt bleibt indes der ausgesprochene Wunsch nicht ganz. Ein Torso gewiß, aber immerhin: Der Text seiner Autobiographie für die Zeit vom September 1946 bis zum März 1956, der seinen 1993 unter dem Titel „Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand" erschienenen ersten Erinnerungsband fortsetzt, fand sich druckreif ausformuliert in seinem Nachlaß. Die Aufnahme dieses Manuskripts Heinrich Scheels in die Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät erfolgt in der Gewißheit, damit eine beachtenswerte Quelle zur Geschichte des ersten Nachkriegsjahrzehnts öffentlich zugänglich zu machen. Zugleich erfüllt es uns mit Genugtuung, damit gegenüber unserem verstorbenen aktiven Mitglied und langjährigen Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften der DDR ein Zeichen des Dankes und der Pietät setzen zu können.

Samuel Mitja Rapoport

Das Lehrerdasein

Scharfenberg

Gedanken über meine künftige Wirksamkeit nach dem Ende des Krieges gingen mir in der Kriegsgefangenschaft schon frühzeitig durch den Kopf. Selbstverständlich knüpften sie an die beruflichen Voraussetzungen an, die ich noch hatte schaffen können, bevor meine Verhaftung im September 1942, Verurteilung, Straflager und Bewährungsbataillon ihnen einen Riegel vorschoben. Meine Zukunftsgedanken gingen also von meinem mit dem Staatsexamen abgeschlossenen Studium aus, das mich für den Lehrerberuf an höheren Schulen qualifizierte. Eine quälende Unsicherheit ergab sich jedoch aus dem blanken Nichtwissen über die Zustände zu Hause und in Deutschland überhaupt. Über ein Jahr dauerte es, bis mich Fridels Suchkarte am 17.1.1946 als erstes Lebenszeichen erreichte. Erstaunlicherweise erhielten meine Eltern den ersten Kriegsgefangenenbrief von mir, am 18.12.1944 datiert, noch vor dem offiziellen Kriegsende, nämlich am 4.4.1945; diese Nachricht verkürzte auf glückliche Weise die Ungewißheit, in der sie mit der Vermißtenmitteilung durch die Kompanie seit Ende Oktober 1944 gelebt hatten. Aber ich selbst erfuhr von alledem nichts.

Die zufällige Begegnung Ende 1945 mit einer Basler Zeitung, die in einem Artikel über unseren Widerstand sehr viel Falsches, aber auch manches Richtige - so Adolf Grimmes Beteiligung daran - mitteilte, veranlaßte mich, die Spur meines Leidensgenossen zu verfolgen. Nach dem Zeitungsartikel vermutete ich Grimme in Hamburg. Am 8.1.1946 ließ ich einfach ohne Anschrift eine Postkarte an den "Erziehungsminister a.D." dorthin abgehen. Ein intelligenter Hamburger Postler fragte bei der Schulverwaltung nach, die dann die Karte nach Hannover weiterleitete. Bereits am 13.2.1946 meldete sich Grimme von dort, Hohenzollernstraße 53. Allerdings vergingen noch drei Monate, ehe mich seine Antwort erreichte. Sie lautete:

"Lieber Heinrich Scheel! Was ist das schön, daß ich endlich wieder von Dir höre. Die ganze Zeit habe ich schon gedacht, ich müßte endlich mal ein Lebenszeichen von Dir erhalten; denn daß Du noch leben würdest, hatte ich im Gefühl. Leider ist es mir nicht möglich, Deine Lieben in

Berlin zu benachrichtigen, da meine Frau, die z.Zt. zu Besuch bei mir ist, nicht weiß, wohin sie nach der Ausbombung gezogen sind. Deine Frau und Dein Vater sind einmal bei ihr gewesen, und sie hat mir viel von ihnen erzählt. Sie fährt in den nächsten Tagen nach Berlin zurück und wird sich dann sehr danach umsehen, ob sie nicht doch eine Spur von ihnen entdeckt. Auf alle Fälle weißt Du nun, wo ich sitze, und ich hoffe sehr, daß Du nach Deiner Entlassung Dich gleich bei mir meldest, damit wir gemeinsam überlegen, wo Deine Kraft eingesetzt werden kann. Ich habe Dir damals schon durch unseren Thisbe-Spalt gesagt, daß ich finde, Du besitzt ein ausgesprochen pädagogisches Geschick, und Menschen wie Du mit der Breite ihrer Vorbildung und ihrer inneren Aufgeschlossenheit sind für die Jugend so dringend nötig. Irgendwo im Erziehungssektor wird und muß Platz für Dich sein. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Dir, in welcher Form es nun auch sei. Und nun halte den Schluß noch gut durch und laß Dich in alter Kameradschaft herzlichst grüßen von Deinem A.Grimme."

Seit dem Februar 1946 verbesserte sich die wechselseitige Korrespondenz spürbar. Von Fridel erfuhr ich, daß Maria Grimme ihr Versprechen wahrgemacht und die Verbindung mit meinen Angehörigen aufgenommen hatte. Ihre Mitteilung, daß ihr Mann mich sehr gern bei sich haben und mit mir arbeiten würde, enthielt jedoch für Fridel einen Wermutstropfen: "Aber es müßte dann in Hannover sein." Alles in ihr sträubte sich gegen diesen Ortswechsel. In Berlin hatte man eine Wohnung, die Eltern, Schwiegereltern, Verwandte und viele gute Freunde, die immer häufiger als Rückkehrer eintrafen: "Für uns würde es ein weiteres Getrenntleben bedeuten, denn in Deutschland gibt es Zonengrenzen, die sich in der Praxis bald wie Ländergrenzen auswirken." Ein langer Brief meines alten Mathematiklehrers Walter Ackermann, der an der Pädagogischen Hochschule in Göttingen eine Rolle spielte, riet mir ähnlich wie Grimme, zu ihm zu kommen. Meine Reaktion formulierte ich in einem Brief vom 27.7.1946 nach Hause: "Nun, ich will natürlich in erster Linie nach Berlin und zunächst einmal dort Umschau halten. Da ich über die Verhältnisse in Deutschland so wenig weiß, kann ich auch keine Entschlüsse fassen." In diesem Sinne muß ich auch Grimme geantwortet haben, denn in einem Brief vom 30.7.1946 versprach er zu versuchen, "in Berlin für mich vorzuarbeiten".

Nach meinem Eintreffen am 21.9.1946 und der Legalisierung meines Berlin-Aufenthalts, ohne die es für mich keine Lebensmittelkarten gegeben hätte, schaute ich mich nach geeigneter Beschäftigung um. Mein er-

ster Weg führte mich - Grimmes Rat folgend - zu Heinrich Deiters. Grimme hatte ihn in der Zeit, da er noch preußischer Kultusminister war, als Mitarbeiter schätzen gelernt. Deiters leitete jetzt das Referat für Lehrerbildung in der Schulabteilung der Zentralverwaltung für Volksbildung. Er hielt natürlich gar nichts von irgendeinem Einsatz in Hannover oder auch in Göttingen, weil sein Eigenbedarf hier in Berlin um kein Jota geringer war als der von Grimme oder Ackermann. Seine Vorschläge hatten ganz gewiß Hand und Fuß, aber sie trafen mich total unvorbereitet. Ich schreckte vor jeder Tätigkeit im Apparat zurück, weil meines Erachtens für die Übernahme einer administrativen Verantwortung Erfahrungen aus der praktischen Schularbeit unabdingbar waren. Das wäre mir bei Grimme und Ackermann nicht anders ergangen. Der Schulbetrieb aus der Sicht des Lehrers war mir noch total unbekannt; und die zweifellos gravierenden spezifischen Bedingungen eines solchen Betriebs unter den Kriegsfolgen verlangten noch kategorischer nach praktischen Erfahrungen. Ich drängte mit aller Gewalt zu einer konkreten Lehrtätigkeit. Mein Kompromißangebot war ebenso ehrlich gemeint wie unangemessen und zeugte nur von meiner totalen Verwirrung: Ich wäre bereit, während meiner praktischen Tätigkeit als Lehrer einige halbe Tage in der Woche ehrenamtlich in seinem Bereich irgendwelche Aufgaben zu lösen. Natürlich konnte der gute Deiters mit solchem Angebot nicht viel anfangen. Ich glaube, daß ich nach der Beendigung unseres Gesprächs bei ihm keinen guten, sondern höchstens einen merkwürdigen Eindruck hinterlassen hatte. Ich vermied von Stund an jede weitere Berührung mit der Administration und marschierte stracks auf Wilhelm Blume zu, meinen alten "Chef", den Gründer der Schulfarm Insel Scharfenberg und Direktor der Humboldtschule in Berlin-Tegel, wo ich mein Abiturium gemacht hatte, - einen Vollblutpädagogen.

Blume hatte zu keiner Zeit der Nazipartei angehört, so daß er auch unter den Bedingungen der sowjetischen Besatzung seine Schularbeit fast nahtlos fortsetzen konnte. Schon am 17.5.1945 beauftragte ihn der Bezirksbürgermeister von Reinickendorf mit der kommissarischen Leitung der Humboldtschule; darüber hinaus verpflichtete er ihn, "auch die Schulfarm Scharfenberg wieder instand zu setzen". Eine amtliche Bescheinigung vom 24. Mai bevollmächtigte ihn, das der Schulfarm gehörende Inventar sicherzustellen und alle Vorarbeiten zur Wiedereröffnung der Schulfarm durchzuführen; die Ortsbürgermeister in Tegel und Tegelort wurden ebenso zur Unterstützung Blumes aufgefordert wie die ent-

sprechenden russischen Dienststellen. Noch vorhandene handschriftlich ausgefertigte Vollmachten sowjetischer Offiziere vom 2.Juni bestätigen den Erfolg dieser Bitte. Am 4.8.1945 meldete Blume seiner Behörde, daß noch in diesem Monat der Unterricht aufgenommen werden könnte, wenn der geeignete Mann für die Leitung der Schulfarm gefunden würde: "Er muß lieber jung als alt, frisch sein und für **Gesamtunterricht** eingenommen, ein Mann, der in seinem Beruf aufgeht; mit einer Aufbauklasse **zusammenzuleben** muß ihm Lust und nicht Last sein; er soll mit Familie, wenn er solche hat, auf der Insel leben, eine schöne Wohnung ist vorhanden. Solche Naturen sind nicht dicht gesät; für Hinweise auf solche wäre ich dankbar; aber es muß bald, **recht bald** sein; wir wollen in diesem Monat noch anfangen. Ich nehme auch zwei, wenn wir sie finden; die neben dem Gesamtunterricht stehenden Fächer wie Sprachen und Mathematik kann ich gut besetzen; aber die ausgesprochenen **pädagogischen** Kräfte fehlen, da meine Leute noch nicht heimgekehrt oder gefallen sind." Noch im gleichen Monat feierte die Schulfarm mit 70 Volksschülern ihre fröhliche Auferstehung.

Wie Blume unter den gegebenen Bedingungen die ihm übertragene Aufgabe meisterte, verdient höchste Anerkennung; und doch äußerte sich darin nur ein Bruchteil des pädagogischen Elans, den er in sich trug und der ihn ganz und gar erfüllte. An dieser Stelle ist auf einen Brief zu verweisen, den Blume zwei Monate später - am 29.10.1945 - an Paul Wandel schrieb, der der Zentralverwaltung für Volksbildung vorstand, einem Beratungsorgan der Sowjetischen Militär-Administration in Deutschland, das im Sommer 1945 geschaffen worden war. Wandel hatte über die Schulreform referiert und sie in eine Parallele zur Bodenreform gesetzt, was Blume zu der kühnen Aussage veranlaßte: "Ich halte mich für verpflichtet und in einem gewissen Sinne beinah für berechtigt, an eine noch engere Zusammengehörigkeit der beiden Bewegungen zu erinnern." Schon nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich Blume mit dem Vorschlag an das Kultusministerium unter Konrad Hänisch gewandt, zur Ausbreitung der Schulfarmidee Schlösser mit Landareal zu beschlagnahmen. Die Antwort des Ministeriums - datum 21. 3.1919 - lautete, daß über die in Aussicht genommenen Schlösser für Versuchsschulen noch nichts gesagt werden könne, da sich das Schicksal der Regierung "in diesen Tagen" erst entscheide. "Jene sprichwörtliche Zaghaftigkeit zu überwinden", erwies sich nach Blume als unmöglich.

Blumes Traum nach dem Zweiten Weltkrieg: "Heute bieten sich solche Gelegenheiten noch ungesuchter und zahlreicher; denn wahrscheinlich

stehen Restgütchen, bestimmt aber leer gewordene geräumige Gutshäuser inmitten großer Gartenanlagen zur Verfügung - die beste und einfachste Möglichkeit, Schulgemeinschaften im Sinne Scharfenbergs einzurichten, das heißt: Arbeit des Geistes organisch mit der Hand zu verbinden, städtische Jugend aus dem Milieu der Trümmer und Ansteckungsherde in eine Umgebung zu bringen, die Geist und Körper gesunden läßt, sie mehr als sonst möglich den Infektionen des früheren Regimes zu entziehen, bei richtiger freierer Lehrerauswahl in kleinen Kollegien Keimzellen für das Heranbilden eines neuen Lehrerstandes zu schaffen, die uns so bitter und so eilig nottun. Statt der Schulungskurse nach nationalsozialistischem Vorbild würden hier das Zusammenleben in wirklichen Schulgemeinschaften, das ungeschminkte Zusammensein mit der Jugend, das Untertauchen in all die Schönheiten und Schwierigkeiten solcher pädagogischer Provinzen wirklich überzeugte und in der Pionierarbeit erprobte Erzieher schaffen, die nach meinen Erfahrungen in der Junglehrerausbildung im früheren Scharfenberg sogar in den üblichen Pennen die Jugend für sich gewinnen, die unvermeidliche Schulverdrossenheit der Oberschüler vertreiben und die bisher neutralen Teile der Kollegien durch Erfolg und Beispiel revolutionieren können. Außerdem können die Söhne der Bodenreformteilhaber den Unterricht dieser Schulfarmen als Externe mitmachen und diese selbst kleine Kulturzentren für ihre Eltern werden."

Diese kühne Vision schloß Blume mit zwei grundsätzlichen Bemerkungen ab: "Auf die Sonderheit der Schulfarmform hinzuweisen, wäre das eine: Sie ist kein Landerziehungsheim im Lietz-Wynekenschen Sinne; denn sie sucht ihre Schüler bewußt in den armen und ärmsten Schichten; sie ist keine Fürstenschule im Sinne Schulpfortas, die sich von dem Ernteanfall des Dominiums erhalten lassen. **Ihre** Insassen sollen das, was zu ihrer Ernährung gehört, nicht passiv hinnehmen, sei es aus den hohen Zuschüssen der Eltern, sei es aus dem, was der Administrator ihnen schickt, sondern es sich **selbst erarbeiten**, woraus sich neben einem neuen Ethos der Arbeit ein stipendienfreies Selbstbewußtsein entwickelt und gleichzeitig akademischer Bildungshochmut, intellektuelle Abkapselung vermieden wird."

Die andere Bemerkung drängte mit Allgewalt zur Tat: "Die einstige Schulfarm ist entstanden im Kampf mit einem reaktionären Stadtschulkollegium als secessio plebis in insulam; die Stadtverordneten haben sich erst zu interessieren begonnen, als die Farm schon blühte und von sich reden gemacht hatte. Zum zweiten Mal kann so viel Zeit und Kraft auf

äußere Schwierigkeiten nicht verwandt werden; dann wäre der beste Moment zur fortzeugenden Weiterwirkung verpaßt; dann könnte sie erst nach Jahren den stabilen Stand erreichen, der Junglehrer anzuziehen und sie zu Sendlingen für Tochtergründungen **weiter draußen im Land** auszubilden vermöchte! Daran hängt zum Teil also auch das Sichfinden von **Boden- und Schulreform**."

Als ich ein Jahr später - im Oktober 1946 - Blume in seiner Humboldtschule aufsuchte, um mit ihm über meinen sinnvollen Einsatz als Lehrer zu sprechen, traf ich auf einen Mann, der nach unserer letzten Begegnung vor rund einem Jahrzehnt zwar sichtlich älter geworden war, aber noch genauso besessen, ideenreich und wendig seiner Berufung als Pädagoge entsprach. An der Humboldtschule hatte er ein stabiles Lehrerkollegium zustande gebracht, das einen guten Teil des Bedarfs mit abdecken konnte, den Scharfenberg immer noch anmelden mußte. Er nahm mich mit offenen Armen auf. Vom Schulamt des Bezirks Reinickendorf wurde ich am 23.10.1946 - vorbehaltlich der Genehmigung durch das Hauptschulamt und des jederzeitigen Widerrufs durch die Stadtverwaltung - als Hilfslehrer an der Humboldtschule in Berlin-Tegel eingewiesen. Mein Staatsexamen bestätigte meine fachlichen Kompetenzen, aber als Pädagoge war ich ein blutiger Anfänger, der sich noch zu bewähren hatte, so daß ich den Hilfslehrer ohne jeden Vorbehalt akzeptierte. Unter und neben Blume an der praktischen Umsetzung seiner weit ausgreifenden Vorstellungen mitzuwirken, erschien mir das Optimum aller bislang gebotenen Möglichkeiten. In dem gehobenen Gefühl, das sich aus der Übereinstimmung von Wunsch und Wirklichkeit im Beruflichen ergab, traf ich damals auch die politische Entscheidung, die von mir in Jahren ersehnte und praktizierte Zusammenführung aller sozialistischen Kräfte in einer gemeinsamen Partei mitzutragen: Am 31.10.1946 wurde ich Miglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Es war dies ein sehr persönlicher Beschluß, den ich für mich faßte, ohne ihn zu plakatieren, aber auch ohne ihn zu verschweigen, wenn es darauf ankam. Mit Blume habe ich darüber nicht gesprochen; er hätte sich bei meiner Vergangenheit höchstens gewundert, wenn ich diesen Weg nicht gegangen wäre. Er selbst hat am 28.11.1946 dem Berliner Landesvorstand der SED brieflich bekannt: "Nicht mit allen Zielen der SED bin ich einverstanden. Aber bei den kommenden Wahlen muß jeder, dem daran liegt, daß die Reaktion nicht wieder den kulturellen und menschheitlichen Fortschritt hintertreibt, sich für die SED einsetzen; die anderen antifaschistischen Parteien werden

ohne weiteres u. vielleicht auch gegen ihren Willen von der Reaktion als Vorspann benutzt!"

Meine allgemeine pädagogische Ausbildung erhielt ich im Seminar Blumes, der sich jedoch schon im Dezember 1946 durch meinen anderen einstigen Lehrer Dr. Wilhelm Richter ablösen ließ, um die Berufung zum Direktor der neugegründeten Pädagogischen Hochschule von Groß-Berlin übernehmen zu können. Da die Besatzungsmächte in ihren Stadtsektoren den Unterricht in Geschichte und Geographie noch nicht freigegeben hatten und meine Anleitung für den Englischunterricht sich auf wenige Hospitationen bei einem Kollegen beschränkte, erlebte ich eine regelrechte Betreuung einzig im Deutschunterricht. Ich gehörte zu den vier Anfängern, die der Tutorin Dr. Hildegard Arnold zugeordnet waren, die eine ausgezeichnete Arbeit leistete und später von Blume auch als Dozentin an seine Hochschule geholt wurde. Parallel mit meinen Stunden in der Humboldtschule liefen von Anfang an wöchentlich sechs Gegenwartskundestunden auf Scharfenberg. Die Frage des Leiters der Schulfarm war damals wieder offen, da den ersten eine schwere Krankheit plötzlich aus dem Rennen geworfen hatte und seine Stellvertreterin Hildegard Arnold nicht auf der Insel wohnte. Am 20.1.1947 übernahm ich den gesamten Deutschunterricht auf Scharfenberg, so daß ich meine Lehrtätigkeit an der Humboldtschule einstellen mußte, obwohl ich nach wie vor ihrem Kollegium zugerechnet wurde. Im Frühjahr 1947 begann ich, meine Zelte mit Frau und sechsjähriger Tochter auf der Insel aufzuschlagen. Wir bezogen zunächst die zwei Wohnräume im ersten Stock des Neubaus, die in meiner Schulzeit der Lateinlehrer Dr. Radvann bewohnt hatte. Für ihn als Junggesellen genügten das unbeheizbare Schlafzimmer und der mit einem Kachelofen versehene Arbeitsraum, denn für sein leibliches Wohl sorgte die Küche mit ihrer Gemeinschaftsverpflegung. Wir aber waren zu dritt und mußten neben dem Ofen einen transportablen Herd aufstellen, auf dem wir unsere Mahlzeiten zubereiteten, so daß aus diesem Raum eine Wohnküche wurde. Ein eigenes Arbeitszimmer erhielt ich erst sehr viel später, als die gegenüberliegende Unterkunft von gleicher Größe meinem Wohnbereich zugeschlagen wurde. Hier hatte einst der Nazi Felix Scholz residiert, an den einige wenige Restbestände seiner Privatbibliothek erinnerten.

Die Lebensbedingungen auf der Insel waren damals hart. Es fehlte - wie anderswo auch - nahezu an allem. Das Kardinalproblem bestand darin, die heranwachsenden Mädchen und Jungen satt zu bekommen, was mit den

ihnen zustehenden Lebensmittelmarken allein nicht zu schaffen war. Die Äcker konnten noch nicht bestellt werden, denn es fehlte an Ackergerät und Saatgut. Besser sah es mit der Gartenwirtschaft aus, wo notfalls auch mit bloßen Händen gearbeitet werden konnte, wenn beispielsweise Kartoffeln zu legen oder Unkraut zu bekämpfen waren. Die Gartenerträge halfen durchaus, und dennoch habe ich Mädchen und Jungen immer wieder einmal mit Körben hinausschicken müssen, um Melde einzusammeln, die von der Küche als Spinatersatz verarbeitet wurde. Zur Ernte stellten sich damals naturgemäß auch Diebe ein, die nachts mit Booten anlandeten und es vor allem auf unsere Kartoffeln abgesehen hatten. Eine mir vorliegende Aktennotiz erinnert mich daran, daß ich einmal bei der Abteilung Wirtschaft des Hauptschulamts telefonisch die Erlaubnis erwirkte, Kohlrüben für 110,- Mark pro Zentner einzukaufen, wenn die Rechnung die Herkunft des Gemüses "aus freien Spitzen" bestätigte, die über dem Ablieferungssoll lagen. Ganz allmählich nur füllte sich der Stall: Eine kleine Ziegenherde, angeführt von einem stinkenden Bock, wurde regelmäßig ausgetrieben; eine Schar Gänse fand hier ihr Domizil und suchte sich hinter der Scheune ihr Futter; zwei, drei Kühe wuchsen heran; die Schweinezucht litt unter Futtermangel, so daß wir einmal vier Ziegen gegen Futtermittel eintauschen mußten. Einen schweren Rückschlag erlitten wir durch eine Diebesbande, die sich trotz Alarmanlage gewaltsam Zugang zu den Ställen verschaffte, sämtlichen Gänsen die Hälse durchschnitt und nur deren Köpfe zurückließ, vor allem aber eine Sterke hinausführte und sie an der Nordspitze der Insel fachgerecht schlachtete; uns blieben nur die Kaldaunen und das nicht zu lösende Rätsel, warum kein Alarm ausgelöst worden war.

Nicht nur der Hunger, sondern auch der Mangel auf allen denkbaren anderen Gebieten - angefangen bei der Seife zur Körperpflege über Wischlappen, Besen und Müllschippen zur Reinigung der Gebäude bis hin zu Gerät und Rohmaterial wie Leim, Farbe und Zement zur Beseitigung alter und neuer Schäden aller Art - machte die Durchsetzung so mancher alter Scharfenberger Prinzipien zunächst durchaus unmöglich. Das früher heiliggehaltene Gebot beispielsweise, keine zusätzlichen Lebensmittel zu halten und überhaupt grundsätzlich das gesamte persönliche Eigentum unverschlossen aufzubewahren, wäre undurchführbar gewesen. Was sollte mit einem des Mundraubs Überführten geschehen, der seinen durch ländliche Beziehungen begünstigten und gut versorgten Mitschüler durch schnellen Griff nach einem Stück Wurst um ein weniges erleichtert hatte? Den Geschädigten zu größerer Solidarität zu ermahnen, fiel mir leichter,

als seinem hungrigen Kumpan eine Moralpauke zu halten. Der Kumpan - der Name sagt es - war nun einmal einer, mit dem man das Brot zu teilen hatte. Selbst der schwarze Markt reichte von Tegel gelegentlich bis in die Scharfenberger Schülerschaft hinein. Bevor ich dahinter kam, daß in dem Umkleideraum der abgeschlossenen Turnhalle - das Turnen war als halbmilitärisches Ausbildungsfach strikt verboten - noch Naziliteratur verborgen war, hatten sich einige findige Burschen schon längst mit "Souvenirs" eingedeckt, für die französische Soldaten auf dem schwarzen Markt gute Preise zahlten; Hitlers "Mein Kampf" machte den Renner. Dieses Geheimnis offenbarten mir einstige Schüler erst nach Jahrzehnten; es war mir lieber, erst jetzt davon zu erfahren, obwohl meine damals zusammen mit Erwin Kroll durchgeführte nächtliche Aktion, bei der wir den restlichen Schund in einer zuvor ausgehobenen Grube heimlich beerdigten, jetzt ziemlich lächerlich erschien.

Die Schulfarm zählte damals etwa 80 Schüler, von denen rund ein Drittel aus Mädchen und zwei Drittel aus Jungen bestanden. Die Koedukation bereitete keine besonderen Schwierigkeiten, zumal es nicht an Baracken mangelte, die eine getrennte Unterbringung der Geschlechter ermöglichten. Die Gesamtheit der Schüler gliederte sich in die Gruppen A, B, C und D, die in etwa den Klassen Quarta bis Untersekunda entsprachen, wobei der Krieg und die Kriegsfolgen für beliebiges Durcheinander im Ausbildungsstand gesorgt hatten; die Oberstufe, aus der sich die Gründergeneration des alten Scharfenberg rekrutiert hatte, fehlte also noch total. Dieser unvermeidliche Mangel hatte zur Folge, daß den Schülern so manche Verpflichtung nicht oder nur eingeschränkt zugeordnet werden konnte. Der gesamte Fährdienst beispielsweise wurde von dem dafür angestellten Herrn Neuendorf besorgt. Den Schülerausschuß stellten darum auch nicht einfach Vertreter der Jahrgangsgruppen A bis D, sondern er wurde durch selbstbestimmte Obleute von den Innungen beschickt, also von den Landwirten, Gärtnern, Schlossern, Tischlern, Schnitzern, Drechslern und Buchbindern. Problematisch war nach wie vor die Lehrersituation. Nicht ohne das Zutun Wilhelm Blumes erfolgte darum mit dem 1.7.1947 die Unterstellung der Schulfarm als eines besonderen Schulversuchs unter das Hauptschulamt, das unter der Leitung von Ernst Wildangel eine ganze Schar alter Reformpädagogen der Weimarer Zeit wie Leo Regener, Jacques Rabau, Gertrud Panzer und andere an sich gezogen hatte. Die besonderen Beziehungen Scharfenbergs zur Humboldtschule unter Wilhelm Richter oder zur Pädagogischen Hoch-

schule unter Wilhelm Blume blieben davon unberührt. Aber die Unterstützung, die ein Hauptschulamt leisten konnte, war in jeder Hinsicht wirkungsvoller als die eines Bezirksamts Reinickendorf mit seinem sehr viel kleineren Einzugsgebiet.

Am 14.8.1947 teilte Rabau im Auftrage des Hauptschulamts der Leitung der Schulfarm lakonisch mit: "Als Stellvertreter für den erkrankten Leiter wird bis auf weiteres Herr Scheel mit sofortiger Wirkung bestimmt." Ich kann nicht sagen, daß ich darob gejubelt hätte. Immerhin gab es auf der Insel gestandene Lehrkräfte, die mir an Erfahrung weit überlegen waren wie Dr. Elisabeth Schnack, eine Englischlehrerin, die seit 1919 im Schuldienst stand, oder auch die viel jüngere Dr. Gertrud Stankiewicz, die Mathematik und Physik unterrichtete und von Blume außerordentlich geschätzt wurde. Keine von beiden hätte zwar die Schulleitung übernehmen wollen, aber das machte meine Aufgabe nicht leichter. Es war mir ein Trost, daß ich mich wenigstens am 15.10.1947 der Pädagogischen Prüfung für das Lehreramt an Höheren Schulen unterziehen konnte, nachdem ich zuvor eine schriftliche Arbeit eingereicht hatte. Frau Dr. Panzer stand der Prüfungskommission vor, der Dr. Hildegard Arnold als Leiterin des Fachseminars, Hans Löffler als Gast des Hauptschulamtes und Dr. Wilhelm Richter als Leiter des Ausbildungsseminars und Protokollant angehörten. Ich hatte zwei Probelektionen. Die Auswertung der ersten Lektion über das Fremdwort im Deutschen, von Dr. Panzer als voll gelungen gewertet, gab mir Gelegenheit, mich uneingeschränkt zum Gesamtunterricht zu bekennen. Wilhelm Richter protokollierte: "Er sei also wesentlich anderer Meinung als Stscherbow, dessen Eintreten für das Klassen- und Fächerunterrichtsprinzip Herbarths zwar für Rußland notwendig sein möge, im deutschen Schulwesen aber könnten wir durchaus freie Zusammensetzungen verschiedener Fächer in der Art der Projektmethode uns leisten." Die zweite Lektion über ein Heine-Gedicht wertete ich selbst negativ, weil ich "etwas der Gefahr des Zum-Skelett-Zerredens erlegen sei". Über meine Stellung zur politischen Diskussion in Internaten befragt, erklärte ich laut Protokoll: "Das wichtige sei, daß der Lehrer sich ehrlich verhalte, daß er als ganzer Mensch für seine Überzeugung eintrete und auch für sie werbe, ohne aber den Schülern gegenüber diktatorisch zu verfahren. Er selbst bekannte sich über eine demokratische Anschauung hinaus zu einer sozialistischen." Das Gesamtergebnis, das die 1. Lektion, die schriftliche Arbeit und die mündliche Prüfung mit sehr gut, die 2. Lektion mit gut bewertete, lautete: "Er hat die Prüfung mit Auszeichnung bestanden mit

der Lehrbefähigung für Deutsch, Stufe I, Geschichte, Stufe I, Englisch, Stufe II."

Unter meiner Ägide vermehrte sich die Lehrerschaft um einige Kräfte, die allerdings nicht in jedem Falle das hielten, was sie zunächst versprachen. Das galt vor allem für den Biologen Dr. Herbert Hahn, der anfangs besonders originell zu sein versprach, weil er irgendwann einmal Afrika bereist und so sein zoologisches und botanisches Wissen zumindest teilweise handgreiflich erworben hatte. Er zog mit Frau und Kind gleich in eins der Lehrerhäuser, das er auch afrikanisch ausstaffierte. Aber er war kein Lehrer, der sein Fach zu einem Erlebnis zu machen verstand, obwohl sich die Insel dazu tausendfach anbot. Er dozierte pausenlos und weckte kein Interesse, was ihn jedoch überhaupt nicht irritierte; ihm genügte die Gewißheit, daß der unaufmerksame Schüler sein blaues Wunder bei der Endzensur erleben würde. Sehr viel nützlicher wurde der junge Erwin Bekier, der das Russische perfekt beherrschte, allerdings noch ohne jede Lehrerfahrung war und darum häufig ins Stolpern geriet. Er war sportlich interessiert und sammelte damit insbesondere bei den Jungen Pluspunkte, die ihm auch bei der Vermittlung seines Faches zugute kamen. Später gab er das Lehrerdasein auf, um sich durch zahlreiche Buchreportagen über Land und Leute in der Sowjetunion einen beachtlichen Namen zu machen. Meine wichtigste Erwerbung war Erwin Kroll, der mit seiner Krolline und seinem Sohn Hilmar, der so alt wie Petra war, in die 1933 erbaute Wohnbaracke neben der Gärtnerei zog. Kroll war ein Uraltscharfenberger, der schon in den zwanziger und dreißiger Jahren die Arbeit in den Werkstätten geleitet, sich in der Zwischenzeit zum Ingenieur herangebildet hatte und jetzt wieder seine Hilfe anbot. Er hatte goldene Hände und einen sicheren Blick, wie und wo zugepackt werden mußte, um Schäden zu beheben oder zu vermeiden, Entbehrtes zu substituieren, Neuerungen zu entwickeln. Obwohl er keinerlei pädagogische Ausbildung hatte, besaß er das Zeug dazu, einen wachsenden Stamm engagierter Helfer unter den Schülern an sich zu ziehen. Alle Schlosser-, Tischler-, Schnitzer- und Drechslerarbeiten entstanden unter seinen Augen; Landwirtschaft und Gärtnerei waren ihm ebensowenig fremd. Im Unterricht machte er sich besonders als Konstruktionszeichner nützlich. Blumes Autorität, der schon immer der Idee zuneigte, Schüler mit unterdurchschnittlichen Leistungen im Unterricht zu einer Gruppe zusammenzufassen, die ihren Spitzenunterricht in der Werkstatt oder in den landwirtschaftlichen Fächern erhalten sollte, bewirkte die behördliche

Anerkennung Krolls als Werklehrer. Ein schwerwiegender Mangel blieb das Fehlen eines Zeichenlehrers und Kunsterziehers. Unser alter und unverwüstlicher Erich Scheibner stand zwar auf dem Sprunge, um mit Sack und Pack auf die Insel überzusiedeln; als Lediger aber stellte er die verständliche Bedingung, dann auch in die Gemeinschaftsverpflegung aufgenommen zu werden. Das setzte jedoch für ihn eine volle Planstelle voraus, über die ich nicht verfügte; ich konnte ihn zu meinem großen Leidwesen nur stundenweise beschäftigen. Für uns waren diese Stunden sehr wertvoll, aber ihm halfen sie in seiner Situation nicht weiter, die er freimütig und exakt auf den Punkt brachte: Entweder volle Anstellung mit Gemeinschaftsverpflegung auf der Insel oder Heirat auf dem Festland. Erich Scheibner heiratete und führte eine glückliche Ehe.

Von einem kompletten Kollegium konnte natürlich noch keine Rede sein. Wir halfen uns auf die unterschiedlichste Weise. Zusätzlich zu dem Gesamtunterricht in allen Stufen übernahm ich auch die Lateiner, was mir mehr Mühe bereitete als gedacht; mein Latein aus der Radvann-Zeit war über 15 Jahre alt und hatte Rost angesetzt. Die Krolline verstand sich hervorragend auf weibliche Handarbeiten und sammelte die Mädchen um sich, die sich allerdings nicht durch die Bank dafür begeisterten, was Krolline als persönlichen Affront empfand und höchst überflüssige Reibereien hervorrief. Der recht selbstbewußten und außerdem auch noch schönen Eva Neidowski wurde ob ihrer Abneigung eine schlimme Zukunft vorausgesagt, in der sie dann allerdings nicht nur vier Kinder aufzog, sondern sich auch als Eva Künne zu einer anerkannten und habilitierten Behinderten- Pädagogin entwickelte. Andere Mädchen - wenn ich mich recht erinnere auch Jutta Ryneck, die später als Jutta Limbach zu einer namhaften Juristin aufstieg - wurden zu so eifrigen Strickerinnen, daß sie vorzugsweise im Biologieunterricht des Dr. Hahn dieser Leidenschaft frönten. Aus dem Protokoll über den Verlauf einer Elternversammlung vom 8.2.1948 geht hervor, daß Blume ein halbes Dutzend Hilfskräfte aus seiner Pädagogischen Hochschule angeboten hatte. So sollten zwei Französischlehrer stundenweise die dafür zusammengestellten beiden Gruppen unterrichten; für Englisch und Latein waren ebenfalls Hilfen vorgesehen. Ob alle diese Angebote realisiert wurden, weiß ich nicht mehr zu sagen - zumal wir damals noch diskutierten, ob eine zweite Fremdsprache angefangen werden sollte, bevor in der ersten Ausreichendes erreicht war. Dagegen vergesse ich nicht meine große Freude, damals endlich durch einen echten Lateiner ersetzt worden zu sein. Ebenso erinnere ich mich an die Ablösung von Gertrud Stankiewicz, die den Unterricht in der Oberstufe

vermißte und allmählich zur Reinickendorfer Bertha-von-Suttner-Schule überwechselte und am Ende auch deren Leitung übernahm. An ihre Stelle trat Ernst Pannewitz, der bereits Anfang der dreißiger Jahre als Referendar auf Scharfenberg tätig gewesen war und nun mit Frau und zwei Kindern ein Lehrerhaus bezog. Allerdings erreichte er als Mathematik- und Physiklehrer unter den Schülern nicht das Ansehen, das seine Vorgängerin genossen hatte. Er beklagte sich über die Schüler und stöhnte über das unzureichende physikalische Instrumentarium, obwohl ihm Erwin Kroll so manches hinzauberte, was mich begeisterte.

Was meinen eigenen Anteil an der Gesamtgestaltung des Unterrichts anging, so betrachtete ich ihn als meine allerwichtigste Aufgabe. Mein Vorbild blieb Blume, für den die Unterrichtsverpflichtung des Lehrers unter gar keinen Umständen irgendwelche Abstriche vertrug - auch keine Krankheit und erst recht kein Ruf oder Besuch einer vorgesetzten Behörde. Er folgte seinem pädagogischen Gewissen bedingungslos, und aus dieser Haltung war im alten Scharfenberg wie selbstverständlich der allgemein anerkannte "Chef" hervorgegangen. Mein Vorteil als Lehrer war die nahezu unbegrenzte Breite meines Fachs, das zwar unter Deutschunterricht lief, aber ein Gesamtunterricht war, der unter sein Dach nicht nur alle kulturkundlichen Fächer, sondern gelegentlich auch einzelne Naturwissenschaften versammeln konnte. Das galt beispielsweise für die Geographie, die wegen der neuen Grenzziehungen vom Alliierten Kontrollrat ebenso wie die Geschichte als Fach noch nicht toleriert wurde. Gesamtunterricht mit Deutsch als Schwerpunkt war jedoch nicht machbar ohne zumindest gelegentliche Einbeziehung der Geographie und schon ganz und gar nicht ohne Geschichte. Die in meinen Papieren noch auffindbaren Notizen zur Vorbereitung meines Unterrichts sind recht umfangreich und dennoch bruchstückhaft; sie stammen ausnahmslos aus dem Jahre 1948 und beziehen sich auf drei Altersklassen, die ich jedoch in meiner Erinnerung nicht mehr scharf voneinander zu trennen vermag. Ganz eindeutig geht aus ihnen hervor, daß ich als Lehrer vollständig mein eigener Herr und durch keinerlei vorgegebene Themen- oder Stundenplanung gebunden war. Ich konnte mich völlig meiner pädagogischen Phantasie hingeben, die allerdings ein sehr konkretes Objekt hatte, nämlich die sehr lebendigen Mädchen und Jungen auf Scharfenberg mit ihren unterschiedlichen Neigungen und auch unterschiedlichen schulischen Voraussetzungen.

So vereinigten sich beispielsweise bei Roman Kintzler im Bereich der Orthographie und der Interpunktion haarsträubende Mängel mit einer

Leidenschaft für Texte, die auswendig zu lernen waren und ihm nicht lang genug sein konnten; aus ihm wurde der Schauspieler Roman Silberstein. Wolfram Krause hatte neben ähnlichen Mängeln als waschechter Berliner auch mit der Phonetik beträchtliche Schwierigkeiten, so mit dem Z als Anlaut, das er als stimmloses S wiedergab, also Ssigarre anstatt Zigarre - Spötter behaupten, daß ein Berliner einzig und allein mit einem Z im Anlaut zurechtkommt, nämlich wenn er Zmoking sagt und einen Smoking meint; als Wolfram Krause Jahre später sein Abiturium ablegte, war er unter seinen Altersgenossen der Primus. Orthographische und phonetische Übungen gehörten zum Alltag, aber sie beherrschten ihn ebensowenig wie die Grammatik, die den Schlüssel zum Verständnis der Sprachstruktur liefert, aber sich nicht bis zur Qual verselbständigen durfte, wie es mir selbst einmal bei der Behandlung des Konjunktivs und seiner Arten passierte. Im Zentrum hatte immer das Thema zu stehen, von dem aus die jeweiligen Übungen abgeleitet wurden und zu dem man schleunigst zurückkehrte, wenn sich im Unterricht Überdruß und Langeweile einzunisten drohten.

Nicht sehr originell waren sicher solche Themen wie "Der junge Schiller" oder "Der junge Goethe", aber ergiebig in jeder Hinsicht allemal. Schillers Zeit an der Karlsschule vermittelte uns Walter von Molo in seinem Schiller-Roman, der sich in unserer Bibliothek fand und eine Widmung des Autors an unsere Inselschule trug, zu deren Schülern in den zwanziger Jahren sein Sohn gehörte. Ein solches Geschenk war schon wieder originell und verpflichtete uns gleichsam zur Lektüre. Über Schillers Flucht und ihre Folgen unterrichteten zahlreiche Einzelreferate, die sich auf die Erinnerungen seines Fluchtgefährten Andreas Streicher stützten; und immer wieder kam natürlich Schiller selbst zu Worte, vor allem in Szenen aus seinen Dramen "Die Räuber", "Fiesco" und "Kabale und Liebe". Unsere Beschäftigung gipfelte in der Aneignung des "Liedes an die Freude", das wir nach vielem Üben teils durch Einzelstimmen und teils im Sprechchor den Eltern vorführten. - Für den jungen Goethe bot "Dichtung und Wahrheit" überreiches Material. Nach einem Blick auf das konservative Frankfurt und das moderne Leipzig mit seinen Stutzern, denen auch Goethe zugehörte, verharrten wir als einem ersten Höhepunkt in Straßburg, das uns zu zwei großen Extratouren nötigte: Die Begegnung mit Herder und seinen "Stimmen der Völker in Liedern" veranlaßte uns zu intensiver Beschäftigung mit dem Volkslied; das Erlebnis des Straßburger Münsters und Goethes Bekenntnis zur Gotik verführte uns zu gefährlich extensiven Studien der Baukunst. Wir begannen beim römischen Profan-

bau, aus dem sich die ersten christlichen Basiliken herleiteten, verfolgten die Entwicklung der romanischen Baudenkmäler und kamen schließlich doch wieder zurück zur Gotik, die nach einer stilgeschichtlichen Einordnung verlangt hatte, um sie chrakterisieren zu können. Von dort war es dann nicht mehr so weit bis zum "Götz", in den wir uns bis ins Detail vertieften, und zum "Werther", den ich in Auszügen vermittelte. An das Ende dieser Entwicklung zum Sturm und Drang stellte ich den "Prometheus", den wir uns Wort für Wort zu eigen machten.

Möglicherweise leitete sich von diesem "Prometheus" ein ganz anderes Thema ab, das Sage, Märchen und Fabel in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit rückte. Es können aber auch die beiden reliefartig gestalteten Medaillons an der einen Giebelwand des Bollehauses mit den Köpfen Schillers und Homers gewesen sein, die zu diesem Thema führten, denn man kam mit Schiller nicht zurecht, ohne die griechische Sagenwelt Homers zu kennen. Ein anderes Gesamtthema trug die schlichte Überschrift "Mexiko"; vielleicht war es Heines "Vitzliputzli", der uns von der Maya-Kultur über Columbus und Cortez zur lateinamerikanischen Gegenwart brachte, oder das von B.Traven in seinem Roman "Der Karren" erzählte Märchen "Wie die Sonne erschaffen wurde", das umgekehrt uns von den heutigen Indios in die Vergangenheit gelangen ließ; vor mir liegt ein achtseitiges Gespräch von zwei Mexikanern mit einem neugierigen Reporter über die Pulque-Gewinnung, das als Sketch bei uns damals entstand und auch aufgeführt wurde. Die Frage "Warum die Menschen verschiedene Sprachen sprechen" gab Raum für weltgeschichtliche Entwicklungen im allgemeinen und die sprachgeschichtliche Herausbildung des Deutschen über das Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche bis in unsere Zeit im besonderen, wobei wir sie nicht an den Lautverschiebungen festklopften, sondern an den anschaulichen kulturellen Veränderungen. Natürlich wurde in diesem Jahr die hundertjährige Wiederkehr der Revolution von 1848 ebenfalls zu einem Gesamtthema; Ausgangspunkt wurde Heines "Deutschland - ein Wintermärchen", und am Ende stand die Gegenüberstellung der Lyrik des liberalen Ludwig Uhland mit der des revolutionären Georg Herwegh. Sehr umfangreich wuchsen sich unsere Bemühungen um das Thema "Naturalismus" aus, denn wir gingen es sehr breit an, nämlich mit der Lektüre des "Germinal" des Franzosen Zola, der "Stützen der Gesellschaft" des Norwegers Ibsen und der "Macht der Finsternis" des Russen Tolstoi, um dann den deutschen Naturalismus insbesondere an dem Ly-

riker Arno Holz und dem Dramatiker Gerhart Hauptmann festzumachen; dabei gab es Probleme zuhauf: zu Metrik und Reim, zur dramatischen Struktur, zum Gegenstand der Kunst und last not least auch jede Menge Stilübungen.

Das Theaterspielen war eine alte Scharfenberger Tradition, mit der ich aufgewachsen war und die wir fortsetzten. Unter den Schülern hatte ich leidenschaftliche Verbündete; außer dem schon erwähnten Kintzler- Silberstein denke ich an Manfred Günther, an die kaum zu zügelnde temperamentvolle Ruth Schulz, aus der die ausgewiesene Kunsthistorikerin Ruth Strohschein geworden ist, oder an Jürgen Holtz, der heute zu den besten deutschen Schauspielern gehört. Wenn es keine ganzen Stücke sein konnten, dann langten oft einzelne Szenen zu, um über das Spiel wesentliche Aussagen des Stückes zu vertiefen. Wir schrieben auch selbst Stücke wie "Kleider machen Leute!", das als "Spiel in 5 Bildern nach der gleichnamigen Erzählung von Gottfried Keller" auf 16 Bogen schlechten Papiers, einzeilig getippt, heute noch vor mir liegt. Natürlich besuchten wir umgekehrt auch selbst Aufführungen in Berliner Theatern; über einen solchen Besuch im Deutschen Theater und seine pädagogische Nutzanwendung veröffentlichte ich damals in "die neue schule" (3.Jahr,Nr.11,S.351f.) einen kleinen Artikel. Als einen besonderen Erfolg konnte ich unser Treffen auf der Insel mit Ernst Kahler buchen, der mit mir zusammen mehrere Semester Germanistik studiert hatte, um sich dann endgültig der Schauspielerei zuzuwenden, und nunmehr als "Don Gil mit den grünen Hosen" von Tirso de Molina im Theater am Schiffbauerdamm auftrat. Die Gage war noch gering und ein Urlaubszimmerchen auf Scharfenberg mit zwei kahlen Betten für sich und seine Frau - ohne jede Verpflegung, versteht sich - durchaus akzeptabel; als Gegenleistung bot er auf der Kükenwiese den vor ihm im Grase sitzenden Mädchen und Jungen den Vortrag des gesamten "Phantasus" von Arno Holz, der mir seitdem im Ohr klingt:

"Ihr Dach stieß fast bis an die Sterne,
vom Hof her stampfte die Fabrik,
es war die richtige Mietskaserne
mit Flur- und Leiermannsmusik!

An seiner Kettenkugel schleppe,
wen nie sein Sklaventum verdroß,
doch mich trägt wiehernd durch die Steppe
Arabiens weißgestirntes Roß.
Ein grüner Turban schmückt das Haupt mir,

von Seide knittert mein Gewand,
und jeder Muselmensch hier glaubt mir,
ich wär der Fürst von Samarkand!
Und als der Morgen um die Dächer
sein silbergraues Zwielicht spann,
da war der arme, bleiche Schächer
ein stummer und ein stiller Mann."

Es waren die eigenen, in diesem Unterricht gewonnenen Erfahrungen, aus denen heraus ich mich in der Zeitschrift "die neue schule" (3. Jahr, Nr. 20, S. 655 f.) zu Wort meldete. Energisch widersprach ich Ernst Hadermann von der Zentralverwaltung für Volksbildung, der die Beendigung der Grundschule durch eine Abschlußprüfung krönen zu müssen meinte. Ich nannte diese Idee schlicht reaktionär, weil sie faktisch an die Standesschule anknüpfte, die durch die Einheitsschule eigentlich endgültig überwunden sein sollte. Eine Schlußnote bedurfte keiner Abschlußprüfung, sondern war aus der Gesamtleistung des Schülers zu ziehen, die jeder Lehrer zu beurteilen in der Lage sein mußte; andernfalls wäre er nicht das in ihn gesteckte Lehrgeld wert. Blume stimmte mir in einem Brief vom 13.11.1948 voll zu, nannte mich seinen "lieben Mitkämpfer" und meinen Artikel "einen forsch und überzeugend formulierten Aufsatz". Allerdings warnte er mich damals schon davor, im Kampf gegen die "Bieridee eines Grundschulabiturums" auf sowjetische Bundesgenossen zu setzen, auch wenn ich mich zu Recht auf Erkenntnisse der sowjetischen Psychologie stützen konnte: "Vorsicht mit der Berufung auf sowj. Ansichten in diesem Punkte. Es ist ja eine fast tragische Antinomie, daß zwischen den von uns von jeher vertretenen sozialpädagogischen Grundansichten und den methodischen Anschauungen der Karlshorster eine Einheit nicht herzustellen ist." Der Hinweis war mir wichtig, aber er entmutigte mich nicht. Ich setzte auf das Hauptschulamt und seinen Leiter Ernst Wildangel, einen Reformpädagogen unter Fritz Karsen in der Weimarer Zeit, und viele seiner Mitarbeiter von der gleichen Couleur. Er hatte im März 1948 zwei Tage auf der Insel verbracht, größtes Interesse an allem und an der Viehwirtschaft im besonderen bekundet; seine zugesagten Hilfeleistungen wurden in einem Protokoll festgehalten. Last not least war ich der Elternschaft durchaus sicher. Hier bestätigte sich die von Blume immer wieder geäußerte Erfahrung: "Wer die Schüler gewinnt, gewinnt die Eltern - und auch die Kollegen."

Ein Kurzprotokoll vom Verlauf der Elternversammlung vom 8.2.1948 sagt aus, daß ich nach der Begrüßung der Anwesenden, darunter auch eines Vertreters des Hauptschulamtes, die Zusammenkunft mit einem Kant-Wort eröffnet und Rechenschaft über unsere innere und äußere Entwicklung seit September 1947 abgelegt hätte. Ich erinnere mich noch heute der absoluten Stille, die eintrat, als ich vom Tode des kleinen Peter Ryneck berichtete. Er hatte zusammen mit Jürgen Zoch an der Nordspitze der Insel das dünne Eis des Sees betreten. Beide brachen ein, der Fährmann eilte mit dem Kahn zu Hilfe, konnte Jürgen Zoch noch herausziehen, aber Peter Ryneck nur tot bergen. Alle Wiederbelebungsversuche, an denen Schüler tatkräftigen Anteil nahmen, blieben vergeblich. Wir hatten den Peter inzwischen zu Grabe getragen. Jürgen Zoch sollte nach der einhelligen Meinung des Lehrerkollegiums wegen Mißachtung des wiederholten Verbots, das Eis zu betreten, die Schulfarm verlassen. Der Schülerschaft hatte ich in dieser Frage keinerlei Meinungsäußerung eingeräumt; der Elternschaft konzedierte ich sie, und sie sprach sich mit überwältigender Mehrheit - ganze drei Stimmen votierten dagegen - für einen Verbleib des Jungen auf der Insel aus. Unterstützung fand sie dabei auch im Hauptschulamt, wo insbesondere Frau Dr. Panzer sich damit befaßt und längere Gespräche mit Jürgen Zoch geführt hatte. Unter diesen Umständen und trotz aller Bedenken entschloß sich eine Mehrheit des Kollegiums zur Wiederaufnehme des Jürgen Zoch, die am 16.2.1948 erfolgte. Auf jener Versammlung wurde übrigens auch ein neuer Elternausschuß gewählt, für den sich acht Kandidaten fanden, von denen die ersten fünf mit den meisten Stimmen den Ausschuß bildeten; die restlichen drei stellten eine Reserve dar, auf die zurückgegriffen werden konnte, wenn aus irgendeinem Grund ein Ausschußmitglied zurücktrat. Herr Friedrich mit den meisten Stimmen, nämlich 58, übernahm den Vorsitz.

Die parteipolitische Zugehörigkeit der Kandidaten spielte bei der Wahl absolut keine Rolle, sondern einzig und allein ihr in den bisherigen Zusammenkünften bewiesenes Engagement für die Schulfarm. Wenn also von den acht Kandidaten - meiner Erinnerung nach - die Hälfte der SED angehörten und davon mit Friedrich an der Spitze drei in den fünfköpfigen Ausschuß gewählt wurden, dann war dies das Ergebnis eines sauberen demokratischen Willensaktes der Elternschaft. Es hat unter meiner Ägide nie gesonderte Zusammenkünfte der SED-Mitglieder unter den Eltern gegeben, um irgendwelche politischen Linien für irgendwelche Aktivitäten im Hinblick auf die Schulfarm festzuklopfen. Es gab auf der

Insel auch keinerlei andere parteipolitische Zusammenschlüsse wie etwa eine Betriebsparteiorganisation; meine eigene Mitgliedschaft in der SED erschöpfte sich in der Beitragszahlung an einen Kassierer aus Tegelort, der mich zu diesem Zweck regelmäßig aufsuchte. Zwang oder auch nur sanfter Druck, mich durch persönliche Anwesenheit am dortigen Parteileben zu beteiligen, wurde auf mich nie ausgeübt. Ich hatte auf der Insel alle Hände voll zu tun und konnte mir solche zusätzlichen Verpflichtungen nicht leisten, die meiner Arbeit keinen Gewinn brachten. Diese meine Einstellung war jedoch keineswegs als eine prinzipielle Abwehrhaltung oder Kritik gegenüber der politischen Praxis der Partei zu verstehen. Anders dagegen sah ich die Organisationsbestrebungen, die sich unter den Jungen und Mädeln auf der Insel selbst bemerkbar machten. In mir lebte die Erinnerung an das alte Scharfenberg, das politische Interessen nicht nur duldete, sondern weckte und förderte, aber organisatorische Zusammenschlüsse nicht zugelassen hatte, um den Meinungsstreit offen zu halten und ihn nicht zu kanalisieren. Dementsprechend verhielt ich mich beispielsweise gegenüber Anregungen der Tegeler FDJ. Eine Aktennotiz aus dem Scharfenberger Schularchiv vermerkt unter dem 22. 2.1948 den folgenden Vorgang: "Heute kamen zwei Vertreter der FDJ, um mir mitzuteilen, daß einzelne Schüler an sie herangetreten seien, hier auf Scharfenberg eine FDJ-Wohngruppe zu gründen. Der Schulleiter erklärte, daß die Schulfarm eine Schule und keine Wohnstätte sei, daß also höchstens eine Schulgruppe gegründet werden könnte. Die Genehmigung einer solchen muß jedoch von der Schulleitung verweigert werden, da die Alliierte Kommandantur derartige Schulgruppen nicht gestattet habe. Der Schulleiter untersagte die Gründung einer FDJ-Gruppe auf Scharfenberg, gleichgültig unter welchem Namen (Betriebs-, Wohn- oder Schulgruppe) sie laufe." Auf Scharfenberg gab es lediglich eine Interessenvertretung der in Wirtschaft, Küche, Verwaltung und Schule Beschäftigten, die als Betriebsgemeinschaft zusammentreten konnte und so am 10.4.1948 auch einen Betriebsobmann in Gestalt des Fährmanns Neuenfeld wählte; die in dieser Gemeinschaft gewerkschaftlich Organisierten wählten denselben Kandidaten Neuenfeld gleichzeitig zum Betriebsgewerkschaftsobmann.

Dieser Obmann nahm übrigens seine Funktion sehr ernst und stellte schon vier Tage nach seiner Wahl Unredlichkeiten des damaligen Verwaltungsleiters Borchert fest, die er zur Sprache brachte. Borchert hatte sich eine für die Schulfarm bestimmte 150 Liter- Lieferung flüssiger Seife

der Firma Krings in Reinickendorf schlicht und einfach unter den Nagel gerissen. Nun war eine solche Verfehlung in dieser Funktion damals ganz gewiß kein Einzelfall, sondern unter Schwarzmarktbedingungen eher die Regel. Die freche Dreistigkeit, mit der er die Sache anging, andere zu Komplizen machte - den Biologen Dr. Hahn beteiligte er mit 25 Litern - und den unbestechlichen Neuenfeld einzuschüchtern versuchte, blieb dennoch im Hinblick auf die faktisch bestohlenen Schüler nicht mehr tolerabel. Im Einverständnis mit dem Hauptschulamt verzichtete ich auf seine weitere Mitarbeit. Er erhob natürlich Einspruch, mit dem sich das Arbeitsgericht zu beschäftigen hatte; ich meine, mich an eine Befragung erinnern zu können. Bevor es hier jedoch zu einer Entscheidung kam, hatte Borchert schon die Pferde gewechselt.

Im Gefolge des zunehmenden Ost-West-Gegensatzes, an dem zunächst die gemeinsamen alliierten Organe in Berlin zerbrachen, drifteten sukzessive auch die beiden Teile der Stadt auseinander. In den Westsektoren scherte die Unabhängige Gewerkschaftsopposition (UGO) aus dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund Groß-Berlins aus und konstituierte sich als selbständige Westberliner Gewerkschaft. Borchert machte jetzt die UGO zu seinem Vehikel, um seine Entlassung politisch zu motivieren und sich als ein Verfolgter darzustellen. Auf der Insel gesellte sich ihm einzig und allein sein Komplize Hahn zu, der sich nicht entblödete, hinter Hecken und unterm Fenster meine mit Erwin Kroll geführten Gespräche zu belauschen, um Denunzierbares zu ergattern. Mit UGO-Funktionären, die hier eingreifen zu können oder zu müssen meinten, habe ich zwei oder drei Gespräche gehabt, die für sie natürlich wie das Hornberger Schießen ausgingen. Wilhelm Blume, dessen Pädagogische Hochschule von den wachsenden west-östlichen Spannungen natürlich auch nicht unberührt blieb, reagierte auf Hahns Umtriebe ausgesprochen böse; er hatte ihm, den die Biologiestunden auf der Insel nicht auslasten konnten, die Möglichkeit eingeräumt, den Rest als Dozent an der PH abzuleisten. Am 13.11.1948 schrieb er mir: "Bei uns, um auch vom Augenblicklichen zu reden, will die politische Krisis noch nicht zur Ruhe kommen, da unüberlegte Jüngelchen aus der Studentenschaft Tatarennachrichten im Tagesspiegelschundblatt lanzieren; wie steht es bei Euch mit Ugo- und Bio-Freunden ähnlichen Kalibers? Es wäre übrigens nicht allzu schwer, den Agitator loszuwerden; ich kann ihn entbehren, ja, bin sogar in Etatsschwierigkeiten, brauche Geld für Einzelstunden, und wenn wir ihn ganz dem Schuletat überweisen, taucht die Panzern mit ihren Prüfungs- und Seminarforderungen als unbedingt wirksames Schreckgespenst auf..." Er zeichnete

diesen Brief als "Ihr immer noch mitsorgender, alter, stets viel umkämpfter "Chef" ".

Die politische Krisis kam nicht nur nicht zur Ruhe, sondern steigerte sich in rasantem Tempo bis hin zur Spaltung der Stadt. Wir auf Scharfenberg erlebten diese Entwicklung noch aus relativer Ferne, hielten unseren Unterricht und hatten so unsere eigenen Aufregungen. Am 22. November mußte nachts die Feuerwehr gerufen werden, um einen verletzten Schüler ins Krankenhaus Tegel-Nord zu bringen; er hatte mit zwei anderen am sogenannten Franzosenstrand Überbleibsel eines hier gestarteten Feuerwerks gefunden und damit zu kokeln versucht. Am 24.11.1948 jedoch griff die große Krise unmittelbar auf die Insel über und nahm insbesondere für mich eine bedrohliche Gestalt an. Die französische Besatzungsmacht hatte sich bislang nie um unsere Schulfarm bekümmert; sie schien für reformpädagogische Bestrebungen wenig zugänglich, was angesichts des sehr konservativ ausgerichteten Schulwesens in Frankreich verständlich war. Nun aber tauchten plötzlich unangemeldet zwei Herren der französischen Militärregierung auf der Insel auf. Von mir nach ihrem Begehren befragt, bedeuteten sie mir in wenig freundlicher Weise, sie bei ihrem Inspektionsgang zu begleiten. Probleme, mit denen wir uns herumzuschlagen hatten, interessierten nicht; ihnen ging es ausschließlich darum, Mängel festzustellen - eine zerbrochene Fensterscheibe da, ein unzureichend gereinigter Flur dort und dergleichen mehr. Dieser unfreundliche Besuch endete abrupt in dem Moment, als er unter den Privatbüchern der Schülerin Sonja Lippert ein Schulbuch für Geographie aus dem Jahre 1936 fand und beschlagnahmen konnte. Mir war selbstverständlich bewußt, daß ich als Schulleiter letztlich dafür die Verantwortung zu tragen hatte und im schlimmsten Falle sogar wegen Verstoßes gegen das Verbot nazistischer Literatur mit einer Freiheitsstrafe rechnen konnte. Beide Herren legten beim Abschied entschiedenen Wert darauf, daß ich dessen auch wirklich eingedenk war.

Es gab keinen Zweifel; die von Borchert und Hahn initiierte und von der UGO aufgegriffene Rufmordkampagne lief jetzt auf einer Ebene, auf der an dem gesetzten Ziel, mich als Schulleiter zu beseitigen, nun nicht mehr zu rütteln war. Ich informierte das Hauptschulamt wie Blume von dem Vorfall, die beide für mich höchstens Sprungtücher bereitstellen konnten. Blume bangte darüber hinaus natürlich auch und vor allem um sein Scharfenberg. Er nahm darum seinerseits Verbindungen zur französischen Militärregierung auf, was dazu beigetragen haben mag, mich vor dem

Ärgsten zu bewahren. Er bestätigte die feindselige Haltung der beiden Kulturoffiziere mir gegenüber und war bemüht, den Franzosen das Wesen der Schulfarm durch eine Denkschrift näherzubringen; sie findet sich im Scharfenberger Schularchiv und erstaunte, weil sie ohne jedes Echo blieb. Nach wie vor nämlich zeigte sich die Militäradministration an reformpädagogischen Fragen total uninteressiert, und ihre beiden Inspizienten hatten bei ihrem Besuch einzig und allein mich im Visier. Diese winzige Maßnahme ordnete sich in den großen Trend ein, der Ende November/Anfang Dezember zur Spaltung Berlins führte. Obwohl meine Ablösung also eine beschlossene Sache war, beteiligte ich mich dennoch aktiv an der Suche nach dem geeignetsten Nachfolger, die Blume betrieb; eine Haltung nach dem Motto après moi le déluge gegenüber unserer Schulfarm wäre mir unmöglich gewesen. Unsere Wahl fiel auf Dr. Wolfgang Pewesin, einen Uraltscharfenberger, den ich noch als Schüler erlebt hatte und dem ich an der Berliner Universität wiederbegegnete, als ich das Studium begann und er noch mit seiner Promotionsschrift beschäftigt war. Er arbeitete jetzt als Dozent an der PH Blumes und brachte als Germanist und Historiker die günstigste Fachkombination für meine Nachfolge mit. Wir haben bei Blume in Frohnau freundschaftlich zusammengesessen, und ohne auch nur die Spur von Animosität habe ich ihn an meinen Scharfenberger Erfahrungen teilnehmen lassen.

Das war die eine Seite; auf der anderen Seite war ich jedoch zu keiner Zeit bereit, es meinen Verfolgern leicht zu machen und ihnen durch feige Flucht einfach das Feld zu überlassen. Was mich in dieser Haltung ganz wesentlich bestärkte, war die im Laufe des Januar immer deutlicher zutage tretende Absicht, meinen Hinauswurf mit der gleichzeitigen Aussonderung einer größeren Schülerzahl zu verbinden, um den beabsichtigten politischen Kehraus so gründlich wie möglich zu gestalten. Dieses Geschäft oblag nunmehr dem Schulrat Weiß vom Bezirksschulamt Reinickendorf; die französische Militäradministration trat nicht mehr in Erscheinung. Mit dem Schulrat Weiß hatte ich auf der Insel zwei, drei Begegnungen. Einmal deutete er mir an, daß ein Parteiaustritt bzw. -wechsel von mir eine völlig neue Situation schaffen könnte; ich empfand solche Zumutung als schamlos und sagte es ihm auch. Die Idee, sich von einem Teil der Schüler zu trennen, weil sie den vorgesehenen neuen Aufgaben nicht gerecht würden, war eine Farce, denn diese Aufgaben waren ebenso nebulös wie die Auswahlkriterien. Ich protestierte energisch dagegen und nannte solche Aussonderung - und das auch noch mitten im Schuljahr! -

verantwortungslos. Eine Mitwirkung an einem solchen Vorhaben lehnte ich strikt ab.

Das vom Bezirksschulamt Reinickendorf erarbeitete Drehbuch für den großen Kehraus war so elend, daß sich nahezu zwangsläufig ein Sturm zunächst der Schüler und dann der Eltern erhob. Ohne mein Wissen und Zutun erschien am 30.Januar ein für Schüler und Eltern bestimmtes hektographiertes Flugblatt, das an die Amtsenthebungen nach 1933 und an den Scharfenberger Hanno Günther erinnerte, der wegen seiner Gesinnung 1936 von der Insel flog und Jahre später von den Nazis ermordet wurde; das Blatt endete mit den Worten: "Wir fragen Euch! Sollen wir unseren "Vati" verlieren, nur weil er eine Meinung hat, die mißfällt? Sollen wir zum Spielball einer leider vorhandenen West- Ost- Auseinandersetzung werden? Sollen wir und die gesamte deutsche Jugend unter der von ihr nicht verschuldeten Situation leiden? Auf alle diese Fragen antworten wir: NEIN und nochmals NEIN!"

Außerdem hängten die Schüler eine handschriftliche Aufforderung an die Eltern aus, sich mit ihrem Anliegen zu solidarisieren: "Liebe Eltern! Wir Scharfenberger Schüler und Schülerinnen bitten, Euch für das Verbleiben Herrn Scheels als Schulleiter unserer Insel einzusetzen. Helft uns mit den Euch zur Verfügung stehenden Kräften, unseren Wunsch bei den maßgeblichen Stellen durchzusetzen. Wir sprechen Herrn Scheel als Inselleiter unser vollstes Vertrauen aus: ....." Es folgen hier die eigenhändigen Unterschriften sämtlicher zu dieser Zeit auf der Insel anwesenden Mädel und Jungen, also insgesamt 81 Namen.

Am selben 30. Januar beschloß der gewählte Elternausschuß, zum 13. Februar eine allgemeine Elternversammlung einzuberufen. In Reinickendorf wurde man nervös. Der Leiter der Abteilung Volksbildung in Westberlin, Stadtrat May, ließ jetzt durch ein Rundschreiben alle Eltern wenigstens soviel wissen, daß die Schulfarm "vom 1. März ab unter neuer Leitung anders geartete, zeitgemäße Aufgaben" übernehme. "Weder für das Lehrerkollegium noch für die Schüler der Schulfarm ist daher eine Fortführung der Ausbildung nach dem 1. März in bisheriger Weise möglich." Am 3. Februar machten Oberschulrat Rabau vom Hauptschulamt und Schulrat Weiß vom Bezirksamt Nägel mit Köpfen, indem sie eine Liste von 32 Jungen und Mädeln festschrieben, die die Insel zu verlassen hätten. Der einzige, der sich über die Leistungsstärken dieser Schüler verbindlich hätte äußern können, nämlich der alte Schulleiter, war nicht dabei; an

seine Stelle trat sein präsumtiver Nachfolger als Beobachter. Am 13. Februar fand die Elternversammlung statt. Ich leitete sie und begrüßte Wolfgang Pewesin als Beauftragten des Westberliner Hauptschulamts. Ihm hatte man die undankbare Aufgabe zugeschoben, den May-Brief - so gut es eben ging - zu erläutern. Die Vorstellungen von den neuen Aufgaben, die natürlich noch sehr allgemein blieben, nahm man ohne Diskussion hin. Da ich ja noch sehr gegenwärtig war, versuchte er mein Ausscheiden nicht als einen eigenen Wunsch zu deklarieren - diese Legende baute er erst sehr viel später auf -, sondern betonte unser altes freundschaftliches Verhältnis, das uns miteinander verband, um so den Übergang von mir zu ihm zu glätten. Als er aber dann auf die Entlassung von Schülern kam, brach der Sturm los. Auf der Stelle beschloß die Elternschaft die Bildung einer Deputation, die unter der Devise "Kein Lehrer und kein Schüler verläßt die Insel" am 16. 2. 1949 beim Bezirksschulamt vorstellig wurde.

Diese Aktion der Eltern, denen sich der Schülerausschuß angeschlossen hatte, scheiterte an eiligst vollendeten Tatsachen und an der Rigorosität, mit der man all und jeden Widerspruch abwürgte. Am 14. Februar erhielt ich ein Schreiben des Stadtrats Walter May vom 11. 2. 1949, das von anders gearteten, zeitgemäßeren Aufgaben auf der Grundlage des Berliner Einheitsschulgesetzes ab 1. März sprach. Meine Mitarbeit dabei wäre angesichts meiner dem Bezirksschulamt gegenüber geäußerten Erklärung - die ohne jede Kennzeichnung blieb und sich einzig auf meine strikte Ablehnung des geplanten Schülerhinauswurfs beziehen konnte - "nicht angängig. Wir entbinden Sie also vom 16. 2. 1949 ab von der Leitung der Schulfarm Scharfenberg und überweisen sie zur weiteren Dienstleistung in den Ostsektor von Berlin. Die Wahl des Bezirks überlassen wir Ihnen. May." Ich war beileibe kein Einzelfall. Der ungleich bedeutendere Paul Oestreich, Begründer des Bundes Entschiedener Schulreformer schon 1919 und seit 1945 Hauptschulrat im Westberliner Bezirk Zehlendorf, bekam am 8.1.1949 im Prinzip dieselbe Order von May, der seinen einstigen Mitstreiter dabei jedoch noch "mit dem Ausdruck aufrichtiger Wertschätzung" bedachte. Dazu langte es bei mir nicht, aber immerhin war Schulrat Weiß so offen, am Telefon auf meinen förmlichen Protest die Formulierung meiner Versetzung "Jacke wie Hose" zu nennen: "Wir brauchen einander nichts vorzumachen - es ist eine politische Entscheidung." Ich war ein echter Westberliner mit Wohnsitz in Neukölln und Arbeit in Reinickendorf, über den behördlich verfügt wurde, im Ostsektor zu sehen, wo ich bliebe. Wilhelm Blume, der damals

unmittelbar vor seinem 60. Geburtstag stand, reagierte auf die allgemeine vertrackte Situation auf seine Weise. Vor der überfüllten Aula der PH in der Schönfließer Straße erklärte er den Studenten, daß sie selbst entscheiden müßten, ob sie hier weiterstudieren oder zur West-PH nach Lankwitz wechseln wollten. Er könne sich „zweierlei Lehrerbildung in einer Stadt" nicht denken und wolle deshalb nicht mehr mitmachen. Er ging in die Rente. Mich grüßte er am 7. 2.1949, dem Vortage seines Geburtstages, "in der unerschütterlichen Gewißheit, wenigstens die Insel auf einigermaßen neutral-menschl. Linie halten zu wollen (nicht können?), und der noch unerschütterlicheren, daß wir alten Scharfenberger trotz Spaltung innerlich nie auseinanderkommen können, Ihr alter Blume."

Natürlich griff auch die Presse den Fall Scharfenberg auf, wobei selbstverständlich die Ostgazetten den Westen und die Westgazetten den Osten attackierten. Was den Wahrheitsgehalt der dabei mitgeteilten Informationen angeht, so stand ihm der "Tagesspiegel" (Nr. 1027, 5.Jg., 3. 3.1949) eindeutig am fernsten. Seine Stories, wonach Scharfenberg "drei Jahre als kommunistisches Versuchsobjekt gedient" hätte, wo "Schüler nicht mehr nach Fähigkeiten und Begabung, sondern nach ihrer oder der Eltern politischer Haltung ausgesiebt" worden wären und "die sowjetdeutsche FDJ ... eine 'Pioniergruppe'" gebildet und „Schulungsabende" veranstaltet hätte, stellten die Spitze aller Verleumdungen dar. Gewiß hatte es Pewesin zunächst sehr schwer, doch das war nicht meine Schuld, sondern die des unfähigen Schulamts, das die Heranwachsenden wie dumme Jungen behandelte und zu allem Überfluß Ende Januar noch eine Erzieherin auf die Insel schickte, die sich als Vertreterin des kommenden Scharfenberg fühlte und schon jetzt das Unterste zuoberst kehren wollte. Ich zügelte sie nach Möglichkeit, warnte auch Pewesin vor ihr, aber habe seltsamerweise nicht die Spur einer Erinnerung an sie, weder an ihren Namen noch an ihr Aussehen und ihre Wesensart. Am 15. 2. 1949 traf Pewesin mit Frau und Kind auf der Insel ein, während ich abzog. Zu der von ihm am folgenden Tage anberaumten Versammlung erschienen die Schüler nicht, sondern begannen einen Proteststreik, der keinen geregelten Unterricht möglich machte, so daß auf Pewesins Antrag der Stadtschulrat May die Schulfarm am 19. Februar schließen mußte, um sie mit deutlich verringerter Schülerzahl am 1. März wieder zu eröffnen. Ich habe von diesen Dingen erst im Nachhinein erfahren und war einigermaßen erstaunt über die traurige Figur, die Pewesin dabei abgab. Die Eigenliebe des Pädagogen sollte nicht so weit gehen, daß ein Vergreifen im Ton, das in

erregten Situationen Jugendlichen leicht unterläuft, nur Unmut und moralische Entrüstung erzeugt. Man hätte umgekehrt den Schülern nicht nur die moralische Berechtigung konzedieren, sondern auch eine gebührende Hochachtung für ihre Einsatzfreude und ihren Mut erkennen lassen können - kurzum, man hätte sie ernst nehmen müssen. Noch 45 Jahre danach weiß der damals sechzehnjährige Schüler und heute zu den besten Schauspielern zählende Jürgen Holtz der "Berliner Zeitung" (Nr. 121 vom 26. 5. 1994) über seine Zeit auf der Insel-Schule zu berichten: "Ein Reformprojekt mit kommunistischem Direktor. Nach der Währungsspaltung 1948 wird der Schulleiter wegen seiner Gesinnung gefeuert, die Schüler streiken, bis die Polizei aufzieht. Da entschließt sich Jürgen Holtz 'rüber' zu gehen, in den Osten."

Seit Wochen schon in der Gewißheit lebend, als Schulleiter über kurz oder lang abgesägt zu werden, tat sich mir im Januar 1949 eine verlokkende künftige Tätigkeit auf, die meinen pädagogischen Horizont beträchtlich zu erweitern versprach. Nach meinem Hinauswurf im Februar hatte ich das neue Terrain gerade betreten und erste orientierende Schritte getan, als mich meine Vergangenheit doch wieder einholte. Ohne mein Zutun und Wissen hatten die Elternausschußmitglieder, die am 16. Februar in Reinickendorf bei Wilhelm Weiß auf taube Ohren gestoßen waren, sich nunmehr an Ernst Wildangel gewandt, der kurz entschlossen zum 26. Februar eine Versammlung Scharfenberger Eltern in sein Hauptschulamt am Werderschen Markt einberufen hatte, auf der die Einrichtung einer neuen Schulfarm Scharfenberg beschlossen wurde. In der Schorfheide, wo einst der "Reichsjägermeister" Hermann Göring seinem obersten Forstbeamten samt Gefolge in Groß-Dölln ein dreistökkiges geräumiges Haus hingesetzt hatte, sollte die Schulfarm mit den von der Insel verjagten 31 Mädchen und Jungen ihre erste Heimstätte finden. Um der Kontinuität willen hielten es Eltern und Schulamt für angezeigt, daß ich - obwohl bereits anderweitig gebunden - wenigstens beim Stapellauf des Schiffes dabei sein sollte. Am 5. 3.1949 fanden sich alle Interessierten in Groß-Dölln ein. Nach Ernst Wildangel und Paul Oestreich nahm ich das Wort, dem Unternehmen allzeit gute Fahrt wünschend. Ich blieb ein, zwei Wochen dort, um bei den notwendigen Vorbereitungen noch mithelfen zu können. Doch dann rief mich meine neue Aufgabe nach Berlin zurück.

Merkwürdigerweise waren Angst und Verstörtheit für Pewesin noch lange ungute Begleiter seiner Tätigkeit als neugebackener Schulleiter auf der Insel geblieben. Am 22. 5.1949 sandte er mir beispielsweise einen Brief,

in dem er mir zu meinem neuen Amt gratulierte, sein Interesse bekundete und einen Besuch in Aussicht stellte. "Ich hoffe, die Zeit, da dies möglich sein wird, ist nicht mehr allzu fern." Daran schlossen sich folgende erfreuliche Mitteilungen an: "Hier in Scharfenberg taucht die Tendenz auf, allmählich wieder in Verbindung mit Groß-Dölln zu kommen. Ich selber bin der Meinung, daß es wünschenswert wäre, wenn einmal die beiden Berliner Waldschulen in freundschaftliche Beziehung und guten Wetteifer zueinander stünden (z.B. auf dem Fußballplatz usw.) ... Es ist die Frage an mich herangetreten, ob nicht jetzt schon größere Gruppen Groß-Döllner hier ihre alten Kameraden besuchen könnten." Was im Brief darauf folgte, war eine angstschlotternde Ablehnung mit Rücksicht auf "wichtige Stellen der pol. Öffentlichkeit", von denen "mit einer Unterbindung jedes Verkehrs grundsätzlich auf lange hinaus zu rechnen" wäre. Und im übrigen dächte er ebenfalls, "daß beide Schulen im Augenblick noch so tief erst in ihrer Konsolidierung stecken und daß die Zeit eines immerhin nicht ganz harmlosen Gegeneinanders noch nicht lange genug vorbei ist für solche Dinge". Kurz und gut, es ging ihm trotz immer wieder beteuertem Herzenswunsch nicht um Begegnung, sondern um Abgrenzung. Am Ende wollte er mich dafür sogar einspannen: "Vielleicht wäre es gut, wenn Du von Dir aus den vormals Deinen in Groß-Dölln in diesem Sinne einen Rat geben könntest." Ob ich Pewesin damals geantwortet habe, weiß ich nicht mehr. In jedem Falle habe ich in dem von ihm gewünschten Sinne nicht einen Finger gerührt.

Ein gutes Jahr später begegnete ich dieser Angst und Verstörtheit meines alten Schulkumpels sogar in noch gesteigertem Maße. Im Sommer 1950 besuchte ich, von meinem Freunde und Mitstreiter Erwin Kroll herzlich empfangen, allein die Insel und klopfte bei dieser Gelegenheit auch bei den Pewesins an. In größter Erregung erschien er in der Tür, mied jede Form der Begrüßung und forderte mich auf, die Insel auf schnellstem Wege zu verlassen. Ich versprach ihm, diesem seinem Gebot ganz gewiß nicht zu folgen, es sei denn, er ließe Gewalt aufbieten - und kehrte ihm den Rücken. Am 7. 8.1950 meldete sich Blume: "Mon cher! Via Kroll hörte ich gestern von Ihrem peinlichen, diplomatisch so unklugen und menschlich unverständlichen Rencontre auf unserer Insel. Es wäre schmerzlich, wenn Sie mich damit identifizierten; deshalb teile ich Ihnen einige Tatsachen mit: 1. Ich war anno 50 ein Mal auf der Insel u. zwar zur Einweihung des Bienenhauses als eines Gemeinschaftswerks der 9.Schuljahre, die ich auf die Insel verpflanzt habe. 2. Dr. Frühbrodt u. der

Berufsschullehrer Lengsfeld, der seinem Hochschullehrer aus Begeisterung auf die Insel gefolgt war, verlassen sie, nachdem ihm monatelange Opposition gegen ein Trifeminat nichts gefruchtet hat; es fehlt an menschlicher Harmonie u. alle gleichmäßig umfassender Atmosphäre. 3. Verschiedene Aussprachen mit W. Pewesin u. den Schulräten Reinikkendorfs hatten kein weiteres Ergebnis, als daß ich mir eine Gallenkolik zugezogen habe;... Ich habe also, trotzdem ich alles andere als einen Abklatsch von einst verlange, mit meinen Nachfolgern kein Glück, auch in der Schönfließer nicht. 4. Vor einigen Monaten schon schloß ich ein sachlich wichtiges Promemoria an Pewesin (Aufgaben im 9. Schuljahr und Versuche auf dem Gebiet der musischen Erziehung) mit den resignierenden Worten: 'Es scheint nicht gut, wenn man sich zu lange überlebt.' Nichtsdestotrotz: Alle guten Geister! Ihr W.Bl."

Diese letzte von Blume geprägte Devise - mir vertraut aus ältesten Scharfenberger Zeiten - gebot, trotz mißlicher Lage auch der verständlichsten Resignation nie und nimmer nachzugeben, sondern immer Hand anzulegen und den Karren wieder in Gang zu setzen. So hat er es immer gehalten, und so habe ich es gehalten.

Haus der Kinder

Ich sprach bereits davon, daß mir schon im Januar 1949 eine Tätigkeit angeboten worden war, wenn meine Stellung auf der Insel nicht mehr zu halten sein würde. Als Vermittler fungierte Wildangel, der - um Rat gefragt - meinen Namen ins Spiel brachte. Die Sowjets suchten in Berlin nach einem deutschen Direktor für das "Haus der Kinder", das als eine Filiale des "Hauses der Kultur der Sowjetunion" einer besonderen Förderung gewiß sein konnte und im schulfreien Zeitraum spezifische pädagogische Aufgaben übernehmen sollte. Irgendwann in der zweiten Januarhälfte 1949 hatte ich ein erstes Gespräch mit dem sowjetischen Hauptmann Juri Wardanowitsch Beburow, der sich mir als der präsumtive sowjetische Direktor des geplanten "Hauses der Kinder" offenbarte: Ein kräftig gebauter breitschultriger Mann, einige Jahre älter als ich, unter einem dichten dunklen Haarschopf ein volles Gesicht mit randloser Brille, das immer zum Lächeln geneigt war. Es überraschte zunächst nur die relativ hohe Stimme bei diesem kräftigen Mann. Er sprach ein ordentliches Deutsch, das er bei seiner bezaubernden kleinen Frau gelernt hatte, die eine Fachlehrerin war. Unser erstes Gespräch fand bereits vor Ort statt, nämlich in dem ehemaligen Lichtenberger Realgymnasium am Stadtpark, das die Nazis noch mit Goebbels' Namen verunziert hatten, aber inzwischen teilzerstört wieder friedlich an der kleinen Parkaue stand.

Das Haus mit seinem hohen Glockenturm machte selbst in seinem damaligen Zustand einen mächtigen Eindruck, und da der größte Teil von ihm sich als eine einzige Baustelle darbot, brauchte es keiner besonderen Phantasie, um sich das angestrebte Resultat als hervorragend vorzustellen. Da einige Gebäudeteile nicht nur hergestellt, sondern auch schon eingerichtet waren, nahmen wir in Beburows kleinem Zimmerchen Platz, das er für sich im ersten Stock reserviert hatte. Er entwickelte mir die sowjetische Idee, mit diesem Haus den deutschen Kindern zwischen sechs und 15 Jahren etwas vollkommen Neues anzubieten; es soll ebensowenig die Schule ersetzen wie die Berufsschule vorwegnehmen, sondern lediglich die Schule ergänzen, d.h. in der schulfreien Zeit über Sport, Spiel und eine Vielfalt von Arbeitsmöglichkeiten ihre besonderen

Begabungen zu entwickeln. Die spätere Berufswahl kann hier vorbereitet werden, aber muß es keineswegs, denn jede Aktivität kommt der Gesamtpersönlichkeit zugute, bereichert sie und mit ihr die Gesellschaft, in der sie wirkt. Beburow war von Haus aus kein Pädagoge, sondern ein Ingenieur; er hat auch später in der Zusammenarbeit mit mir nie den "pedagog mit großem P" - wie er es nannte - herausgesteckt, sondern umgekehrt jeden öffentlichen Auftritt vor Erwachsenen wie vor Kindern vermieden. Er war ein äußerst interessierter und sehr aufmerksamer Beobachter, dem eigenes pädagogisches Talent zwar abging, nicht aber dessen Wertschätzung bei anderen.

Er verließ sich auf seine Menschenkenntnis vor allem und dann auf seinen Makarenko, der seine eindrucksvollen pädagogischen Erfahrungen aus den zwanziger und den ersten dreißiger Jahren auf literarisch-künstlerische Weise vermittelt hatte - ein Hochgenuß im Vergleich zu den systematisch angelegten "Pädagogik"-Wälzern von B.P.Jessipow / N.K.Gontscharow (1948) und I.T.Ogorodnikow / P.N.Schimbirjew (1949), durch die ich mich nie durchzuquälen vermochte. Mit Anton Semjonowitsch Makarenko wußte auch ich etwas anzufangen. Unvergessen war mir der sowjetische Film "Der Weg ins Leben", den ich Anfang der dreißiger Jahre in der "Camera" Unter den Linden gesehen hatte. Er handelte von den verwahrlosten Kindern und Jugendlichen, den besprisornye, die sich im Gefolge von Krieg und Bürgerkrieg aus der Gesellschaft verabschiedet hatten und in den Städten bandenmäßig von Diebstahl, Raub und Schwarzmarkt lebten. Ihrer nahm sich Makarenko an, zunächst in Poltawa und später in Charkow, um sie zu resozialisieren. Natürlich gab es Rückschläge, aber er ließ nie locker und entwickelte dabei Grundansichten, die von allgemein pädagogischem Interesse sind. Seine Idee des sozialistischen Humanismus ging vom Vertrauen in die Menschen schlechthin und in die Jugend im besonderen aus. Sie verpflichtete den Pädagogen, kein Risiko zu scheuen und dem jungen Menschen mit einer optimistischen Hypothese zu begegnen. Er verteidigte die leidenschaftliche Liebe, aber sie sollte zugleich eine kluge, eine fordernde sein; seine Aufgaben, die er dem Menschenkind stellte, waren gleichzeitig Ausdruck der Ehrfurcht vor ihm. Wesentlich war ihm die Perspektive auf die morgige Freude, die es in jedem einzelnen zu wecken galt, wobei die persönliche Interessiertheit heute einen zureichenden Ausgangspunkt bot; im Endergebnis jedoch sollten diese perspektivischen Linien zu einem System gebündelt werden, das nicht nur der Entfaltung jeder einzelnen Persönlichkeit zugute kam, sondern zugleich der ganzen Gemeinschaft

weiterhalf, die wiederum der individuellen Erlebniswelt einen ungleich größeren Raum eröffnete.

Wir erkannten wechselseitig, daß wir durchaus einen gemeinsamen Faden zu spinnen vermochten. Doch wie stellte sich Beburow die Praxis vor? An das unmittelbare Makarenko-Modell - die Resozialisierung Verwahrloster - war zu keiner Zeit gedacht, obwohl auf diesem Gebiet nach dem mörderischen Krieg bei uns noch keineswegs alles wieder im Lot war. Die Möglichkeiten, die das Haus zu entwickeln im Begriffe war, sollten ungesiebt allen Kindern zwischen sechs und 15 Jahren völlig kostenlos zur Verfügung stehen, die sich freiwillig für eines der Angebote entschieden hatten. Obwohl man sich noch mitten im Bau befand, krochen wir beide in alle Ecken, um eine Vorstellung zu gewinnen, was man da alles unterbringen konnte: Natürlich eine Schlosserei und eine Tischlerei, eine reichhaltige Kinderbibliothek mit einem Lesesaal, aber auch mit Ausleihmöglichkeiten außer Haus, eine Märchenstube, ein Puppenspielzimmer, in dem Vorführungen stattfanden, aber auch eigene Puppen entwickelt wurden, ein großer Zeichen- und Malraum, ein Zimmer für kunstgewerbliche Arbeiten und Kleinskulpturen, eine ungestörte Ecke für die Schachspieler, die sich Mannnschaftskämpfe lieferten; dann die Musik mit Zimmern für Akkordeon, Blockflöte und Zupfinstrumente, ein großer Raum mit einem Flügel für die Entwicklung eines Kinderchores; für die Pflege des Tanzes wurde an einem ebenerdigen runden Anbau auf dem Hofe gearbeitet, die Schauspielerei bekam natürlich ein Extrazimmer - ein gutes Jahr später schlug hier in unmittelbarer Nähe das erste Kindertheater Berlins unter der Leitung von Hans Rodenberg seine Zelte auf - ; es fehlte auch kein Fotozirkel mit Labor, kein Raum für die Radiobastler oder für die Modellbauer; ein Schmuckstück wurde der 200 Plätze fassende Kinosaal, der eine schräge Grundfläche bekam, so daß jeder von seinem Sitz aus die volle Bildfläche im Blick hatte. Dem Schulstoff am nächsten kamen die Disziplinen Biologie, Geographie, Geschichte, Gegenwartskunde und die russische Sprache, die nur für besonders Interessierte gedacht waren und zur Vertiefung der in der Schule vermittelten Kenntnisse speziell über die Sowjetunion beitragen wollten. Der Biologe wuchs bald über seine bescheidenen anfänglichen Möglichkeiten hinaus, als er am Nordende des Stadtparks einen eigenen biologischen Stützpunkt für Pfanzenversuche etc. bekam. Der Geograph bezog sogar den Glockenturm in seinen Bereich mit ein, indem er dort astronomische Beobachtungen durchführen ließ. Für das weite Gebiet des Sports und Spiels stand zunächst der Stadtpark zur Verfügung,

bis dieser Bereich hier ein richtiges kleines Stadion mit den dazu nötigen Gebäuden erhielt. Last not least erlebte ich bereits bei meiner ersten Besichtigung, wie in unmittelbarer Nähe des Hauses allmählich durch umfangreiche Erdbewegungen eine Freilichtbühne Gestalt gewann.

Unter den damaligen Lebensbedingungen war dies in der Tat ein wahrhaft erstaunlicher Blick nicht in eine ferne Zukunft, sondern in die handgreiflich erlebbare Verwandlung der Zukunft in eine Gegenwart, die nur noch darauf wartete, Zug um Zug mit Leben erfüllt zu werden. Ich bat um Bedenkzeit, um nicht einfach dem Überraschungseffekt zu erliegen; sie wurde selbstverständlich gewährt, aber - dem eingeschlagenen Bautempo angemessen - relativ kurz gehalten. Beim zweiten Gespräch stellte mir Beburow seine unmittelbaren Mitarbeiter vor. Da war einmal ein sowjetischer Verwaltungschef, der keinen besonderen Eindruck auf mich machte und auch später kein Partner von irgendwelchem Belang für mich wurde, da er für die Finanzierung des Baugeschehens im weitesten Sinne verantwortlich war, was zum Glück außerhalb meiner Kompetenz lag. Dann machte Beburow mich mit seinem Stellvertreter bekannt, einem blutjungen sowjetischen Leutnant, der auf Anhieb durch sein offenes, freundschaftliches Wesen für sich einnahm; er beherrschte das Deutsche wie das Russische absolut perfekt und gab dabei völlig unbeschwert beides nur stark stotternd von sich. Er hieß Grigori Alfredowitsch Kurella, kurz Grischa genannt, und war einer der Söhne von Alfred Kurella, von dem ich vor 1933 das aufregende Reportagebuch "Mussolini ohne Maske" gelesen hatte. Die anderen Mitarbeiter waren durch die Bank Frauen: Da war die blonde Ludmila Michailowna Filatowa, gern in hellbunten Kleidern, eine sehr frauliche Erscheinung mit viel Charme, die in all ihren Bewegungen die Tänzerin verriet; ihr war die Sorge um die künstlerischen Zirkel zugeordnet. Sehr viel wuchtiger im Ganzen wie im Detail war die dunkelhaarige Arkadjewa, die immer dann zur Stelle war, wenn Unmögliches möglich gemacht werden mußte; ihr besonderes Augenmerk galt den technischen Zirkeln. Ich konnte mir vorstellen, wie dem hinter einem Schreibtisch zumute war, vor dem sich eine Arkadjewa aufgebaut hatte; ihre Massenhaftigkeit wirkte gleichsam erdrückend, obwohl sie mir gegenüber nie Forderungen erhob, sondern Auskünfte erbat oder Vorschläge zu machen hatte. Sie war liebenswert und allgewaltig zugleich; wir nannten sie nicht ohne Zärtlichkeit unseren T-34. Die Schönste von allen war die Semjonowa, sehr grazil, immer geschmackvoll gekleidet, sehr freundlich im Gespräch und gar nicht sehr gesund, was ihrer aparten Erscheinung sogar einen zusätzlichen Reiz verlieh; ihr Herz

war schwach, und zur Überwindung der einen Treppe bis zu ihrem Zimmer bedurfte sie häufig einer stützenden Hand, an der es nie mangelte.

Diesmal sagte ich Ja zu diesem Projekt, überwältigt nicht so sehr von den zur Verfügung stehenden Mitteln, die ja nicht nur versprochen wurden, sondern schon anrollten. Sehr viel mehr erwärmte mich die Freude an der Aufgabe, die diese kleine Mannschaft beseelte, für deutsche Kinder ein solch zauberhaftes Haus zu erbauen. Man warb um mich als einen Mitarbeiter, der maßgeblichen Anteil daran nehmen sollte, und suchte keinen Erfüllungsgehilfen. Ich habe in diesen ersten Gesprächen bewußt auch Vorbehalte geäußert, um die Reaktion zu testen. So habe ich beispielsweise die gerade fertiggestellte Einrichtung des Lesesaals nicht so ästimiert, wie man es offensichtlich erwartet hatte. Mir erschien sie zu prunkvoll, fast protzig; wozu die vier großen Deckenleuchten, die gepolsterten Stühle, die Klubsessel, die Blumentöpfe auf einigen Tischen? Die Antwort auf meinen Einwurf kam wie aus einem Munde: "Für Kinder ist das Beste gerade gut genug!" Es gab einen lebhaften Meinungsaustausch, denn ich hielt dagegen, daß das Beste keineswegs das Teuerste sein mußte und ein Klubsessel für ein Kind das unbequemste Sitzmöbel von allen darstellte. Ich fühlte deutlich die Betroffenheit, die meine Kritik bei den sowjetischen Partnern auslöste; ganz offensichtlich hatten sie beträchtliche Schwierigkeiten damit, meine Auffassungen mit ihren Schönheitsbegriffen in Einklang zu bringen, die schon lange hinter uns lagen. Wir hatten bereits als Jungen mit Ernst Busch von Omas Vertiko gesungen, das noch aus der Muschelzeit stammte, und dem Kitsch den Kampf angesagt. Glücklicherweise war ich nicht so borniert geartet, daß ich für diffizile Situationen dieser Art kein Gespür gehabt hätte. Es war nicht meines Amtes, diese Gelegenheit für grundsätzliche Belehrungen zu nutzen; wohl aber war es meines Amtes, kritische Meinungen zu konkreten Maßnahmen zu äußern, über die man mit Gewinn streiten konnte. Als der Lesesaal später als solcher gebraucht und nicht nur als Prunkstück vorgezeigt wurde, bestätigte mir übrigens Beburow die Berechtigung meiner frühen Einwände.

Am 1.März 1949 trat ich mein neues Amt an. Zuvor war ich durch Grischa Kurella dem damaligen sowjetischen Stadtkommandanten Generalmajor Alexander G. Kotikow in Karlshorst vorgestellt worden. Seinen Namen kannte selbst jedes Kind im sowjetischen Sektor Berlins, nachdem er am 3. Juni 1948 durch Befehl Nr. 20 veranlaßt hatte, daß den Beschäftigten aller Industrie- und Transportbetriebe ein zusätzliches Essen -

das Kotikow- Essen - ohne Lebensmittelmarkenabgabe verabreicht wurde. Ich persönlich spielte bei meiner Vorstellung die geringste Rolle, denn es wurde nicht mit mir, sondern nur über mich gesprochen, und das auf russisch. Dem General genügten ganz offensichtlich Kurellas Auskünfte. Immerhin bekam ich so viel mit, daß ihn mein äußeres Erscheinungsbild nicht voll zufriedenstellte. Es fiel das Wort kultura, woraus sich der Befehl an Kurella ergab, mich vorzeigbar zu machen und entsprechend einzukleiden. Am Tage darauf fuhr Grischa mit mir in ein sowjetisches Magazin und kaufte für mich ein. Es war eine beträchtliche Quantität, aber konkret erinnern kann ich mich nur noch an eine Rolle Gardinenstoff und an den braunen Anzugstoff, aus dem ein Schneider in der Frankfurter Allee für mich einen Zweireiher anfertigte. In meinem Leben war dies der erste Gang zu einem Schneider, dem gegenüber ich mich restlos ausgeliefert empfand; was er mir nach einigen Wochen überreichte, war ganz gewiß kein Meisterwerk und gehörte auch nicht zu den von mir bevorzugten Kleidungsstücken. Immerhin, es war ein Anzug, der seine Dienste tat.

Kotikow war kein häufiger Besucher unseres Hauses, aber immer eine erfreuliche Erscheinung; stets in Uniform wirkte er dennoch nicht martialisch. Sein weißer Schopf ließ ihn älter erscheinen als er war; er hatte selbst noch kleine Kinder, die er gelegentlich zu Veranstaltungen des Hauses mitbrachte. Als ein ganz anderer Mensch wirkte dagegen Wladimir Semjonowitsch Semjonow auf mich, dessen bedeutsame Rolle im gesamten deutschen Zeitgeschehen jener Jahre mir damals weitgehend unbekannt blieb. Er tauchte in der Regel unerwartet irgendwo in unserem Areal auf, ein normaler Zivilist, der sich interessiert umschaute, aber das wiederum auf eine Weise, die den Eindruck erweckte, daß er sich gleichsam auf eigenem Terrain bewegte und niemanden um Erlaubnis zu fragen hatte. In der Tat dauerte es in der Regel nur einige Minuten, bis Semjonows Anwesenheit die sowjetische Mannschaft alarmiert hatte und der jeweils Ranghöchste zu seiner Begrüßung zu ihm eilte. Man begegnete ihm mit besonderer Hochachtung, die er offensichtlich als ihm angemessen empfand. Er war eine stattliche Erscheinung mit einem gut geformten fast kahlen Kopf, aus dem Intelligenz und Willensstärke sprachen; Herzlichkeit habe ich an ihm eigentlich nie entdecken können. Auf dem Empfang, den er einmal im Haus der Kultur der Sowjetunion den Mitarbeitern seiner Filiale, also unseres Hauses der Kinder gab, gerierte er sich zwar, geschmückt von seiner Frau, unserer Semjonowa, als spendabler Hausherr, der sogar lachen konnte, aber näher kam ich ihm

auch damals nicht. Es duldet nicht den geringsten Zweifel, daß das Interesse dieses mit dem höchsten Rang eines Außerordentlichen und Bevollmächtigten Botschafters ausgezeichneten Mannes an unserem Projekt in vielem Betracht von großem Nutzen war. Dennoch sah ich ihn lieber von hinten als von vorn. Bei seinen Gesprächen mit Beburow konnte ich getrost danebenstehen, ohne jemals mit einbezogen zu werden. Er war für mich unnahbar, seine Vorstellungswelt blieb mir unfaßbar; für Beburow und seine Mannschaft war er die Autorität schlechthin.

Wenn ich mich recht erinnere, erfolgte die offizielle Eröffnung des Hauses der Kinder am 1.Mai 1949 ohne großes Brimborium, also zwei Monate nach meinem Dienstantritt - meine zweiwöchige Gastrolle bei den Scharfenbergern in Groß-Dölln eingeschlossen. Ich war damit sehr einverstanden, obwohl noch keineswegs jeder Topf seinen Deckel hatte. Auf die Beendigung der Bauarbeiten zu warten, hätte Zeitvergeudung bedeutet, zumal sich alles so organisieren ließ, daß wir uns nicht wechselseitig ins Gehege gerieten. Vor allem drängte das pädagogische Experiment selbst mit Allgewalt auf die praktische Erprobung hin; wir hatten natürlich Vorstellungen, aber zu ihrer Umsetzung brauchten wir praktische Erfahrungen, die nur im Zusammenspiel befähigter Zirkelleiter und begeisterungsfähiger Kinder zu gewinnen waren. Ich war mit Beburow einig, daß wir bei der Auswahl der Mitarbeiter nicht auf staatlich approbierte Erzieher das Hauptaugenmerk lenken sollten. Im Vordergrund hatte das innige Verhältnis zum Gegenstand - zum Buch, zum Theater, zur Musik, zum Holz etc. - zu stehen; die Fähigkeit zur Vermittlung dieses Verhältnisses an die Kinder war selten mit Sicherheit vorauszusagen, sondern mußte in der Praxis erprobt werden. Manchmal gab es sogar ausgesprochene Glücksfälle. Beburow hatte im Haus der Kultur ein von professionellen Schauspielern gebotenes Märchenstück gesehen; dabei fiel ihm ein bislang unbekannter Akteur auf, den er ansprach: Herbert Schmidt war ein solcher Glücksfall, der Kinder mochte, an dem die Kinder hingen und der sein eigenes Können so einschätzte, daß er sich mit seiner Lehrtätigkeit nicht den Weg zum weltberühmten Star verbaute.

Als glatter Reinfall dagegen endete Beburows famose Idee, wegen eines Chorleiters für uns bei Ernst Busch vorzusprechen. Ich hielt davon gar nichts, sagte es auch, aber war dennoch einem Besuch bei dem von mir schon vor 1933 bewunderten Sänger keineswegs abgeneigt. Wir trafen auf einen sehr aufgeräumten Mann, freudig erregt, weil ihm mit Hilfe eines ebenfalls anwesenden Mitarbeiters irgendetwas besonders gut gelungen

war. Der Grund unseres Kommens kümmerte ihn zunächst überhaupt nicht; wir waren gleichsam hereingeschneit und hatten erst einmal an seiner Freude teilzunehmen: Ihm war es gelungen, irgendein hervorragend dargebotenes Konzert auf einer Schallplatte so zu nutzen, daß es seinem Gesang als Untergrund diente; im Ergebnis war eine musikalische Leistung entstanden, in der beides - Gesang und Konzert - eine Einheit bildeten. Das mußten wir uns anhören, das mußten wir bestaunen. Busch behandelte uns wie Komplizen seines kleinen Raubzuges, duzte uns, schlug uns auf die Schulter, nannte den großen Beburow "Dickerchen" und war selig. Als wir am Ende mit unserem Anliegen herausrückten, war er ratlos und meinte, daß sicher sein Mitarbeiter einen solchen Zuverdienst gebrauchen könnte. Natürlich hatte in der damaligen Zeit kein Musikus etwas gegen einen Zuverdienst; aber wir wollten ihn ja voll einspannen, und dazu war er nicht bereit.

Beburows Neigung, namhafte Leute für das Haus zu interessieren und es so auch für Kinder noch anziehender zu machen, konnte selbst unser Fiasko bei Ernst Busch nicht erschüttern. Manchmal ging es auch überraschend gut aus: Der Besuch des damals bald achtzigjährigen Martin Andersen-Nexö zum Beispiel war eine große Sache, obwohl oder besser weil er keine Rede hielt, sondern beim Gang durch das Haus immer wieder eine Pause einlegte, sich in einen Sessel setzte, ausruhte - er ging am Stock, den er sein drittes Bein nannte - und umgekehrt durch Fragen die Kinder zum Reden brachte. Das Erlebnis der Begegnung mit dem Autor der Romane "Pelle, der Eroberer" und "Ditte Menschenkind" war nachhaltig. Auch Willi Bredel wurde bejubelt, weil er mit den Kindern ins Gespräch kam und selbst auf seine Kosten Scherze zu machen verstand; er bezeichnete sich als einen Schriftsteller neuen Typs, weil er vor lauter Reden nicht mehr zum Schreiben käme. Jürgen Kuczynski, der Professor, war unschlagbar; auf die Tatsache angesprochen, warum er bei der ersten Verleihung der Nationalpreise nur die dritte Klasse erreicht hätte, antwortete mit dem Versprechen, in Zukunft noch fleißiger zu werden, um vielleicht später einmal die erste Klasse zu schaffen. Diese Treffen hatten solchen Zulauf, daß die breiten Treppen und Flure einbezogen werden mußten. Andere dagegen wurden zu glatten Reinfällen wie beispielsweise das mit Paul Wandel von der Zentralverwaltung für Volksbildung, der die Kinder auf der Freilichtbühne mit einem Referat langweilte; er merkte es selbst und bezeichnete sich im Nachhinein als total ungeeignet für solche Aufgaben. Nicht so kraß war der Reinfall mit Frieda Rubiner im Kinosaal,

die nicht am Blatt klebte, sondern frei sprach, aber eben über die Köpfe der Kinder hinweg.

Solche Pannen passierten gelegentlich, aber eigentlich durfte sie sich unser Haus nicht leisten. Um so rastloser bemühten wir uns, einen Stamm fachlich befähigter Betreuer an uns zu ziehen, die mit Kindern umzugehen verstanden. Eine muntere Truppe kam da zustande. Ich denke an die immens einfallsreiche Puppenspielerin Inge Borde-Klein und an das Nähwunder Edith Hesse, an den Radiobastler Mansfeld, den Tischler Heinz Willnow, die schöne Leiterin des Fotozirkels Kid Schmalz, den schon auf Scharfenberg in alle Zweige der Biologie verliebten Hermann Natteroth, die sangesfreudige Renate Becher-Günther, den kindernärrischen Widerstandskämpfer und lebensnahen Zeitgeschichtler Joseph Maschina, kurz Peppi genannt, den alten Pianisten Fritz Steinmann, der die von der Hilde Ohlendorf veranstalteten Tanzübungen begleitete, die beiden Maler und Zeichner Kurt Marquart und Siegfried Kiok, den sehr bedächtigen Schachmeister Walter Spengler, die ganz und gar nicht tantenhafte Bibliothekarin Ursula Koch-Brocke, den unendlich geduldigen Willi Butzke, der Mandolinen- und Akkordeonunterricht gab, den Chorleiter Hans Thomas, der sich dem von Wolfgang Richter souverän geleiteten Ensemble von Tanz und Musik einfügte, und schließlich die schlicht unverzichtbaren Betreuer von Spiel und Sport Alfred Brunert mit seiner Frau Ruth und Erich Wichmann, denen Gerhard Schock mit seinem Akkordeon ein ebenso unentbehrlicher wie unermüdlicher Begleiter blieb.

Diese Namen sind in meiner Erinnerung unmittelbar präsent und stehen stellvertretend für die viel größere Zahl von Ungenannten - ganz zu schweigen von den unzähligen Hilfskräften, die ein solches Haus erst funktionsfähig machten: Das begann bei den Pförtnern und ging über die Fahrer, bestimmte Handwerker, Reinigungskräfte, das Sanitäts- und Küchenpersonal, die Schar der Dolmetscherinnen, die uns zugleich das Russische beibrachten, bis zu den Sekretärinnen mit der Chefsekretärin Magda Liepe an der Tete, einer Virtuosin an der Schreibmaschine. Das Haus beschäftigte alles in allem rund 150 Frauen und Männer. Um die damit zusammenhängenden administrativen Aufgaben zu bewältigen, gewann ich meinen alten Scharfenberger Schulkumpel Kurt Bringmann als Chef, die Zuverlässigkeit in persona. Eine große Hilfe erhielt ich im Herbst 1949 durch Gerhard Holtz-Baumert, der zuvor in der Berliner FDJ für Kultur und Erziehung verantwortlich gewesen war und schon darum ausreichend legitimiert schien, nunmehr im Haus als mein Stellvertreter zu

wirken. Natürlich war diese Methode der Kaderauswahl äußerst fragwürdig; aber es ging nichts schief, er war ein Glückstreffer. Aus ihm ist später ein Schriftsteller geworden, dessen "Alphons Zitterbacke" ganze Schülergenerationen begeistert und begleitet hat. Sein sowjetischer Partner wurde der Oberleutnannt Dimitri Alexandrowitsch Trussow, der inzwischen den Platz von Grischa Kurella eingenommen hatte, der nach Moskau zurückgekehrt war, um sein ersehntes Biologiestudium aufzunehmen. Trussow hatte früher in der sowjetischen Kinderorganisation der "Pioniere" gearbeitet und brachte es mit seinen sehr geringen Deutschkenntnissen dennoch fertig, unsere Kinder scharenweise zu Spielen anzuregen, die erst dann ein Ende fanden, wenn sie sich wirklich ausgetobt hatten - Trussow war immer mitten dabei und einfach nicht totzukriegen.

Erregt und bewegt hat mich die Auskunft Beburows, daß ich im Juli 1949 Teilnehmer einer Delegation sein sollte, die drei Wochen lang die Sowjetunion bereisen würde. Es handelte sich um ein Dutzend junger Frauen und Männer, die leitende Stellen in der Ende 1948 im Rahmen der FDJ gegründeten Kinderorganisation, dem Verband Junger Pioniere, innehatten. Dieser Gruppe wurden auf Betreiben Beburows drei Vertreter des Hauses der Kinder zugeordnet, nämlich außer mir noch Peppi Maschina und eine Dolmetscherin. Das ganze Unternehmen wurde als die erste deutsche Pionierleiterdelegation deklariert, die nach dem Kriege die Sowjetunion besuchen durfte. Das war schon etwas und machte auf uns alle einen beträchtlichen Eindruck. Von den anderen Teilnehmern war mir einzig und allein Klaus Herde bekannt, der gelegentlich im Hause der Kinder auftauchte und dabei keine freundlichen Gefühle in mir erweckte. Er haute gewaltig auf den Putz. Auf sehr anschauliche Weise versuchte er mir deutlich zu machen, daß die Pionierorganisation im Hause nicht die Rolle spielte, die ihr zukäme. Er rief einen vorübergehenden Jungen heran und befragte ihn, ob er ihn, Klaus Herde, oder wenigstens Erich Honecker kenne. Der Junge kannte weder den einen noch den anderen. Seine Schlußfolgerung: Eine Tafel mit den führenden Köpfen des Zentralrats der FDJ, darunter natürlich mit dem Konterfei des Berliner Pionierchefs Klaus Herde, gehörte unbedingt hierher. Ich lachte ihn einfach aus. Das hat er mir lange nachgetragen.

In der Delegation spielte er keine besondere Rolle, denn hier führte Margot Feist das Wort, der ich dabei erstmals begegnete: Eine kleine, zierlich gebaute junge Frau mit einem hübschen Gesicht. Sie verfügte über einen gewissen Charme, begleitet von einem stets bereiten freundlichen

Lächeln. Sie war sich ihrer Wirkung auf Männer durchaus bewußt und nutzte sie gezielt, also keineswegs wahllos. Sie gebot über eine gehörige Portion natürlicher Intelligenz, die aufmerken ließ, wenn sie etwas zu sagen hatte, was sie für wichtig hielt. Sie war kein primitiver Funktionärstyp wie Klaus Herde, aber duldete solche Typen in ihrer Umgebung, weil sie die kleine zierliche Frau als eine überragende Gestalt erscheinen ließen. Sie ertrug es, ohne mit der Wimper zu zucken, daß mir als Chef des Hauses der Kinder das gleichwertige Reiseandenken wie ihr überreicht wurde, während die Geschenke für die übrigen Delegierten bescheidener ausfielen. Klaus Herde dagegen betrachtete uns drei vom Haus der Kinder als Fremdkörper, an denen er ständig etwas auszusetzen hatte, bis ich ihm öffentlich - es war vor dem Dynamostadion in Moskau - androhte, sein loses Maul künftig mit Brachialgewalt zu stopfen. Ich war sehr laut geworden, was Margot Feist veranlaßte, Klaus Herde zur Ordnung zurufen.

Wir traten unsere Reise auf dem Flugplatz Schönefeld an und flogen - nach kurzer Zwischenlandung in Minsk - nach Wnukowo bei Moskau. Von Minsk sahen wir nichts, denn wir blieben auf dem Gelände des Flugplatzes; dennoch mußten wir eine völlig überflüssige Gepäckkontrolle über uns ergehen lassen. Die Aborte befanden sich in Holzhäusern; alles war sehr sauber und erschien seltsam ungenutzt. Uns blieb es rätselhaft, wie man mit den vier kleinen Löchern in den durchlaufenden Brettern in Wadenhöhe zurechtkommen sollte. Wir wollten nichts falsch machen und verkrochen uns daher lieber ins Maisfeld. Von Wnukowo brachte uns ein Bus nach Moskau - eine lange Fahrt an unzähligen kleinen Holzhäusern vorbei, die ziemlich wirr in der Gegend standen, vom Alter gebeugt und nicht sehr gepflegt.

Wir konnten uns nicht entschließen, diese Häuschen schon Moskau zuzurechnen, aber sie reichten dann doch bis in die Stadt hinein, wenn auch mehr und mehr steinerne Häuser mit ein oder zwei Stockwerken hinzukamen. Ich habe sie noch in der Gorkistraße gesehen, nach wie vor bewohnt, während hinter ihnen in gebührendem Abstand die vielgeschossigen riesigen Gebäude aus dem Boden wuchsen, die nach ihrer Fertigstellung auch die Bewohner der Kleinhäuser vor ihnen aufnehmen würden. Mit deren endgültigem Abriß verwandelte sich die Gorkistraße allmählich in einen breiten Boulevard. Unser Ziel in Moskau lag im Zentrum: Das alte und schon etwas zerschlissene Nobelhotel aus der Zarenzeit

"Metropol" am Swerdlowplatz, unweit des Kremls und des Roten Platzes. Ich teilte mein altmodisches Zimmer mit Klaus Herde.

Moskau war für uns alle nicht irgendeine Hauptstadt, sondern das Zentrum einer Bewegung, die die Welt neu zu ordnen unternahm, nachdem es unter ungeheuerlichen Opfern dem die gesamte Menschheit bedrohenden Faschismus den Garaus bereitet hatte. Unsere Hochachtung vor der historischen Leistung wie vor der historischen Aufgabe war nicht zu übertreffen; für unsere Bereitschaft zu rückhaltloser Bewunderung alles Positiven, was Moskau zu bieten hatte, galt das gleiche. Dabei ging es uns natürlich nicht um touristische Attraktionen, sondern um das normale gelebte Leben in dieser Stadt, soweit wir es wahrnehmen konnten. Natürlich war das kriegszerstörte Berlin, das uns vertraut war, ein höchst subjektiver, aber beim besten Willen nicht wegzudisputierender Gradmesser. Geradezu märchenhaft erschien uns all das, was uns sowohl im Hotel als auch bei anderen Zusammenkünften an Getränken und Speisen aufgetischt wurde. Ein Hotelschuster überprüfte unser Schuhwerk, besserte aus und besohlte, wenn nötig, ohne Bezahlung zu fordern oder ein Trinkgeld zu erwarten. Wir drängelten uns mit den vielen Käufern und vor allem Käuferinnen in das GUM, das größte Warenhaus am Roten Platz, und kauften ebenso in anderen Geschäften kleine Geschenke ein, wobei uns einerseits die Umständlichkeit des Kaufprozesses verwunderte - Bestellung der zuvor ausgesuchten Objekte an der Kasse, Realisierung der Bestellung durch die Verkäuferin und Bezahlung wiederum an der Kasse - wie umgekehrt die Windeseile, mit der jede Kassiererin ihr Rechenbrett zu handhaben verstand. Wir erlebten auf den Straßen das bis tief in die Nacht andauernde Treiben von jung und alt, wurden dabei auch angesprochen, aber nie belästigt; als die Rede eines Angetrunkenen kein Ende fand, wurde er von anderen Passanten diskret abgedrängt. Uns beeindruckte der dichte und geräuscharme O-Busverkehr; an den Haltestellen stürzten sich die Wartenden nicht wie ein Rudel Wölfe auf den Bus, sondern ordneten sich so, daß einer nach dem anderen einsteigen konnte. In der Frühe vor allem verwunderten uns die kaum abreißenden langen Menschenschlangen vor den Kiosken, die ausschließlich Zeitungen verkauften. Ich gestehe, daß mich die Geduld der schier endlosen, aber ebenfalls vorbildlich geordneten Menschenmenge, die Tag um Tag vor dem Mausoleum Lenins auf Einlaß wartete, tiefer beeindruckte als unser eigener Besuch, der außer der Reihe dazwischengeschoben wurde. Natürlich stand auch die Moskauer Metro auf unserem Programm, die in der Tat bemerkenswert war - durch ihre peinliche Sauberkeit, die Dichte

der Zugfolgen, die jede Form von Drängelei beim Ein- und Aussteigen vermied, die schier endlosen Rolltreppen, die in Abschnitten die Fahrgäste in uns ungewohnte Tiefen zu den Bahnhöfen brachten. Erstaunlich war der bei der Gestaltung der einzelnen Stationen entwickelte Prunk, wenngleich er mir dem Zweck nicht angemessen, sondern maßlos übertrieben erschien. Allerdings sagte ich es nicht laut; der offensichtliche Stolz der Moskauer auf ihre Metro und auch die einhellige Bewunderung durch die Mitglieder unserer Delegation hinderten mich daran. Großen Eindruck machte auf mich dagegen der erstaunliche Lesehunger der Metrobenutzer, die sich nicht nur während der Fahrt selbst in ihre Lektüre vertieften, sondern sogar auf den langen Rolltreppen. Dasselbe Bild bot sich übrigens ebenso auf Plätzen und in Parks der Stadt, wo Bänke zum Sitzen einluden: Jung und alt lasen nicht nur Zeitungen, sondern sehr oft auch umfangreiche Bücher.

Unser Programm in Moskau wie in Leningrad litt darunter, daß unser Besuch ausgerechnet in die Ferienzeit fiel, so daß wir auf leere Schulen und leere Pionierpaläste stießen; die Kinder befanden sich zumeist in Ferienlagern oder bei ihren Familien. Für uns vom Haus der Kinder war dieser Umstand besonders schmerzlich, denn von den einstigen Adelspalästen, die für die außerschulische Betreuung genutzt wurden, lernten wir nur ihre großzügige Ausstattung kennen, nicht jedoch ihren lebendigen Gebrauch. An die Stelle eines echten Erfahrungsaustauschs traten in beiden Städten sehr ausgiebige Informationsgespräche mit verantwortlichen Komsomolsekretären; sie sind spurlos aus meinem Gedächtnis verschwunden. In Erinnerung ist mir einzig der ein wenig unbeholfene, aber ausgesprochen liebenswerte junge Dolmetscher, dem es passierte, das russische Wort für Blasorchester in ein Blasenorchester zu übersetzen, was natürlich unser aller Heiterkeit hervorrief. Für den Dolmetscher hatte dieser Lapsus seine Ablösung zur Folge, was nicht nur mich erschreckte. Natürlich gab es auch ein paar Idioten unter uns, die darin die hohe Wertschätzung erkennen zu können meinten, die uns entgegengebracht wurde.

Etwas ergiebiger insbesondere für die Pionierleiter waren die Besuche einiger Ferienlager. Das eine erreichten wir nach langer Busfahrt in der Nähe von Moskau, wo ein zweifellos sehr begabter sowjetischer Pionierleiter uns vormachte, wieviel Kurzweil bei der Zusammenarbeit mit einer Vielzahl von Kindern herauszuholen war. Am Ende verwandelte er sie in eine lautstarke Zuschauerkulisse, die das Volleyballspiel begleitete, das

unsere Delegation gegen eine sowjetische Mannschaft verdient verlor. Dennoch wurde unsere sportliche Leistung mit einem Kranz gewürdigt, der das Haupt unserer Schönsten, der Margot, schmückte. In der abschließenden Runde mit den Funktionären nahm sie den Ehrenplatz neben dem amtierenden Vizeleiter ein, der sich in ihren bewundernden Blicken sonnte. Als später der bislang verhinderte eigentliche Lagerchef zu uns stieß, galt ihre Bewunderung natürlich ungeteilt ihm. Ein anderes Beispiel außerschulischer Pionierarbeit in der Ferienzeit wurde uns in Moskau selbst auf dem Gelände hinter einem großen Häuserblock geboten. Es verlief ähnlich kurzweilig und phantasievoll, machte uns und den zuschauenden Müttern Spaß, aber hatte einen Schönheitsfehler: Hauptakteur war derselbe begabte Pionierleiter, der auch im Ferienlager unser aller Anerkennung gefunden hatte. Besaß ganz Moskau nur diesen einen, der vorzeigbar war? Ich fand diese Methode geradezu albern, zumal seine zunehmende Heiserkeit auf Überanstrengung schließen ließ.

Im bezaubernden Leningrad sahen wir unendlich viel, aber auch wieder keine Kinder. Wir fanden sie in einem Ferienlager am Finnischen Meerbusen, in dem das Baden naturgemäß das Hauptvergnügen ausmachte. Sehr merkwürdig berührte mich die dabei gehandhabte Prüderie, der im Grunde immer etwas Verlogenes anhaftet: Jungen und Mädchen im Kindesalter wurden getrennt zum Baden geführt, so daß zwischen beiden ein räumlicher Abstand von etwa 100 m gesichert war. Ausnahmslos allen von uns erschien dies absurd, aber niemand warf diese Frage auf, weil sie offensichtlich als unsittlich empfunden worden wäre. Das Ferienlager war geradezu bestückt mit künstlerisch ziemlich wertlosen Gipsplastiken, die Badefreuden zu illustrieren versuchten; doch jede Gipsfigur war geschlechtlich nur dadurch auszumachen, daß sie brav eine Badehose oder aber einen Badeanzug trug. Den nachhaltigsten Eindruck machte auf uns das einzigartige Lager "Artek" am Schwarzen Meer auf der Krim. In jeder Hinsicht war hier die Spitze erreicht: An die 1 000 Kinder fanden auf dem ausgedehnten und vielgestaltigen Gelände Platz, ohne sich in die Quere zu geraten. Allein das aufgebotene medizinische Personal für ihre Betreuung erregte unsere Bewunderung. Was hier an kultureller Arbeit mit den Kindern geleistet wurde, belegte eine vielstündige Vorführung bis in den Abend hinein, in der die Kinder zeigen konnten, was sie bei Sport und Spiel, Musik und Tanz, in darstellender Kunst und im sprachlichen Ausdruck gelernt hatten. Mir quoll das Herz über - so erhebend und erschütternd zugleich wirkte dieses Erlebnis auf mich. Auf dem Hinflug waren wir in Charkow kurz zwischengelandet; wir nutzten die

Gelegenheit, um uns neben dem Flugzeug ins Gras zu strecken; der gesamte Boden war noch übersät von feinsten Granatsplittern - doch wir flogen weiter zu den Kindern auf die Krim, die von einer anderen Welt kündeten.

Vor unserem Rückflug von Moskau in die Heimat wurde so etwas wie eine Bilanz gezogen. Dazu zähle ich auch meinen zehnminütigen Auftritt im Radio Moskau, bei dem ich über meine Reiseeindrücke sprach. Ich weiß kein Wort mehr von meiner Rede, die ganz gewiß nur Positives berichtete; aber über diesen Sender, der in der Nazizeit eine Kraftquelle für unseren Widerstand dargestellt hatte, nun eigene Worte an meine Landsleute richten zu können, erzeugte in mir ein mich ganz erfüllendes Hochgefühl. Der Zufall wollte es, daß zu jener Zeit auch der FDJ-Chef Erich Honecker mit seiner damaligen Frau Edith Baumann im "Metropol" eintraf, um bestimmte Fragen mit der Leitung des Komsomol zu besprechen. Margot Feist brachte es fertig, die beiden Honeckers zu bewegen, unsere ganze Delegation in ihrem Quartier zu empfangen. Das Gespräch war total belanglos: Wir erfuhren nichts über die Probleme, die Honecker bewegten, und er beschränkte sich darauf, die mit hochgeschraubter Begeisterung vorgetragenen Erlebnisse aus unseren Reihen - Margot Feist war Hauptsprecherin - mit verständnisinnigem Lächeln entgegenzunehmen. Edith Baumann blieb völlig unbeteiligt. Mein Versuch, sie über ihre alten Mitkämpfer im Widerstand der SAP - dazu gehörte mein Schwager Gustav Seeger - aus ihrer Teilnahmslosigkeit herauszuholen, scheiterte elend. Nichtsdestotrotz galt diese zufällige Zusammenkunft als ein Glanzpunkt dieser Reise. Diese von den Pionierleitern für meinen Geschmack allzu häufig praktizierte Neigung zu lauttönenden Begeisterungsausbrüchen störte mich sehr. Als wir auf einer Zugfahrt über das Radio erfuhren, daß der zuvor inhaftierte KPD-Chef Max Reimann in Westdeutschland wieder freigelassen worden war, lagen sich die meisten von uns jubelnd in den Armen. Ich hatte nicht nur nichts gegen Max Reimann, sondern ich freute mich für ihn; aber ich empfand diese Art Begeisterung als dem Anlaß nicht angemessen und darum unecht.

Wie ihr Beginn schloß die Reise mit einer mehrstündigen Aussprache der Delegation im Komsomol. Um tiefgründige Probleme ging es dabei mit Sicherheit nicht; jedenfalls kann ich mich daran nicht erinnern. Wir lobten ganz gewiß die uns erwiesene Gastlichkeit, die in der Tat das höchste Lob verdient hatte. Jeder von uns war bemüht, besonders starke

Eindrücke namhaft zu machen, an denen es natürlich auch nicht mangelte. Man betonte nachdrücklich und ehrlichsten Herzens die wechselseitige Freundschaft, die uns nach dem von der Sowjetunion maßgebend mitgetragenen Sieg über den barbarischen Hitlerfaschismus miteinander verband. Unser Gastgeber bekräftigte dies durch die Übergabe von Erinnerungsgeschenken, die für Margot Feist und mich besonders schwergewichtig ausfielen: Ein voluminöses Schreibtisch-Set aus Marmor, das an die Kremlmauern mit ihren Türmen erinnern sollte - ein gutgemeintes Ungetüm, mit dem ich mich nicht befreunden konnte. Nach unserer Rückkehr habe ich vor den Mitarbeitern des Hauses der Kinder über unsere Reise ausführlich gesprochen; meinen schriftlichen Bericht stellte Beburow der Zeitung "Sowjetskoje Slowo" zur Verfügung, die am 14. August 1949, Nr. 191 (705), statt dessen ein langweiliges Interview mit mir veröffentlichte, das ich nie gegeben hatte. Ich war sehr enttäuscht.

Die Arbeit im Hause nahm mich sehr schnell wieder gefangen. In rund zwei Monaten schon stand der 32. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution vor der Tür, und wir hielten es für selbstverständlich, dieses Ereignis aus eigenem Vermögen zu begehen, das heißt der Öffentlichkeit unsere im Hause der Kinder erworbenen Fertigkeiten und Fähigkeiten vorzustellen. Unser Mutterhaus stellte uns zu diesem Zweck sein Theater zur Verfügung, nämlich die einstige Singakademie bzw. das spätere Maxim-Gorki-Theater. Unser umfangreiches Programm zeugte von unserer Vielseitigkeit, und jedermann ging mit Eifer an die Vorbereitungen. Die sowjetische Direktion nutzte den Tag, um mir in aller Form schriftlich zu gratulieren und mir "für die Zukunft neue Erfolge im Kampfe um ein einiges demokratisches Deutschland" zu wünschen. Der Tenor dieses Glückwunsches entsprach leider nicht der Realität, der vielmehr vom "Kalten Krieg" bestimmt wurde, der - nach der Spaltung Berlins - nunmehr auch Deutschland gespalten hatte. Am 7. September 1949 war im Bereich der drei Westzonen die Gründung der Bundesrepublik Deutschland vollzogen worden, die Berlin als Hauptstadt preisgab und Bonn zum Regierungssitz machte. Einen Monat später - am 7. Oktober 1949 - antwortete der ausgegrenzte Osten mit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, die an Berlin als Hauptstadt festhielt.

Am Vormittag des 6. November, einem Sonntag, hatten wir im Theater am Festungsgraben unseren großen Tag. Ich erinnere mich nicht, daß die wahrlich brisante politische Situation dieser Tage und Wochen in unserer festlichen Veranstaltung thematisiert worden wäre. Die "Tägliche

Rundschau" lieferte am 8. November 1949, Nr. 263 (1374), einen ausführlichen Bericht ohne jeden tagespolitischen Tupfer. Dennoch war die Veranstaltung selbst eine beredte Absage an die von den Westmächten und der Adenauer-Regierung unisono behaupteten "Gefahr aus dem Osten", mit der die Spaltung begründet wurde. Die "Tägliche Rundschau" stellte ihrem Bericht ein Foto voran, auf dem über hundert Kinder als aktive Teilnehmer das Bühnenrund füllten und in großen Lettern als ihr Motto zu lesen war: "Freundschaft mit der Sowjetunion". In diesem Sinne hielt ich meinen Eröffnungsvortrag, von dem lobend gesagt wurde, daß er sich "in vorbildlich-pädagogischer Weise" dem Verständnis der Jugendlichen anpaßte. Unsere Kinder sangen sowjetische Lieder in russischer Sprache, tanzten sowjetische Nationaltänze, spielten Bandoneon und Balalaika, rezitierten Majakowski und überschlugen sich förmlich in ihren sportlichen Leistungen. Das übervolle Haus - Kinder und Erwachsene standen und saßen teilweise auf Gängen und Stufen - nahm alle Darbietungen mit Begeisterung auf. Der Berichterstatter schloß mit den Worten: "Nicht alle Anwesenden werden bemerkt haben, daß der Ministerpräsident der jungen Deutschen Demokratischen Republik, Otto Grotewohl, trotz seiner starken Inanspruchnahme diese Veranstaltung der Berliner Jugend für wichtig genug hielt, um an ihr teilzunehmen."

Derartige Besuche erlebten wir in der Folgezeit häufiger; entgegen dem späteren unsinnigen Brauch kamen sie jedoch noch ohne jeden großen Bahnhof aus. Gerhard Holtz-Baumert und ich führten Wilhelm Pieck, einzig von Otto Winzer begleitet, durch unser Haus. Ich erinnere mich, ihn dabei gefragt zu haben, ob er eine von Ruthild Hahne gestaltete Porträtbüste identifizieren könnte, die wir auf einem Zwischengeschoß aufgestellt hatten; er nannte auf Anhieb Karl Liebknecht, obwohl die Bildhauerin auf jede Andeutung der ihn charakterisierenden Brille verzichtet hatte. Die immer noch im Bereich des Hauses tätigen Bauarbeiter ließen mich wissen, daß sie gern ein paar Worte mit dem Präsidenten gewechselt hätten. Ich trug ihm diesen Wunsch vor, dem er zögernd nachkam, wobei er den Arbeitern mit einem Blick auf seine Taschenuhr erklärte, daß ihn schon wieder ein dringender Termin ins Schloß Niederschönhausen rief und Unpünktlichkeit sich niemand leisten dürfe - auch und erst recht nicht er selbst.

Der Ministerpräsident Otto Grotewohl war bei seinem Besuch so kühn, sein Taschenmesser in der Schlosserei von einem Jungen schärfen zu lassen. Das Ergebnis entsprach keineswegs seinen Erwartungen; mit

süßsaurer Miene klappte er sein Messer wieder zusammen und ließ es in seiner Hosentasche verschwinden. In der Schachecke behauptete er, das Schachspiel nicht zu beherrschen und sich dennoch darum verdient gemacht zu haben: In der Nazizeit verhaftet und in einer Massenzelle untergebracht, diente er den mitgefangenen Schachspielern als Warner; während sie sich mit selbstgefertigten Figuren dem verbotenen Spiel hingaben, bezog er seinen Platz an der Säule, von wo er rechtzeitig das Nahen des Gefängniswärters ankündigen konnte, vor dem das Spielmaterial umgehend zu verbergen war. Diese Aufgabe kennzeichnete ihn; man sprach von ihm als dem "Otto an der Säule". An Friedrich Ebert, den Oberbürgermeister, erinnert mich nur noch seine Eintragung in unser Gästebuch. Eines Tages tauchten auch Erich Honecker und Paul Verner als Jugendfunktionäre auf; ich entsinne mich eines Gesprächs in meinem Zimmer mit Beburow und mir, das vor allem Paul Verner bestritt, der vorlaut wirkte und den zurückhaltenden Erich Honecker geradezu sympatisch erscheinen ließ.

Eine ungeahnte Bedeutung erhielt für mich der Besuch einer Eva Cohn aus Jerusalem, die sich bei mir im Haus der Kinder zuvor schon telefonisch von München aus angemeldet hatte. Sie berief sich dabei auf Hans Gaertner, meinen alten Lehrer und guten Freund aus den Jahren 1932 bis 1938 - über seinen Einfluß auf mich und meine Entwicklung habe ich in meinen 1993 veröffentlichten Erinnerungen "Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand" ausgiebig berichtet. Unsere Verbindung, die mit seiner Emigration 1938 abgerissen war, konnte 1947 durch ihn von Paris aus wiederhergestellt werden, wo er jüdische Waisenkinder zur Auswanderung nach Palästina zusammenführte. Der Ausbruch des Palästinakrieges 1948 zerriß unsere Verbindung abermals; sie jetzt dauerhaft erneut zu knüpfen, gehörte zu den Aufträgen seiner Mitarbeiterin Eva Cohn, die mich dann tatsächlich auch aufgespürt hatte. Tag und Stunde ihres Besuchs bei mir waren schon telefonisch vereinbart, als ich Beburow davon unterrichtete und ihn einlud, an unserem Gespräch teilzunehmen. Sie wollte unser Haus kennenlernen, und wir könnten möglicherweise einiges Neue vom israelischen Schulwesen erfahren. Das Treffen, dem sich Beburow zugesellte, fand statt, aber stand unter stärkstem Zeitdruck, denn Eva Cohn hetzte in Berlin buchstäblich von einem Termin zum nächsten. Von Gaertner berichtete sie als einem hoch geachteten Pädagogen, der jedoch die Entwicklung in Israel mit einiger Skepsis betrachtete, während sie sich uneingeschränkt zukunftsfroh gab,

ihre Regierung als sozialistisch kennzeichnete und von den sozialistischen Experimenten im Erziehungswesen ihres Landes schwärmte.

Sehr viel aufschlußreicher als dieses Gespräch wurde der nunmehr wieder aufgenommene Briefwechsel mit Hans Gaertner. Ich schrieb ihm unmittelbar darauf, berichtete von meinem Tun und stellte viele Fragen an ihn, auf die er am 17.5.1950 ausführlich antwortete. Ich habe neben anderen auch diesen Brief Anfang 1991 in toto veröffentlichen können, aber ich halte ihn für so wichtig, daß ich ihn zumindest in seinen wesentlichen Teilen auch in meinen Erinnerungen zu Worte kommen lasse:

"Mein lieber Heinz,

meine schnelle Antwort zeigt Dir, wie sehr ich mich mit Deinem Brief gefreut habe. Den Artikel über das Haus der Kinder habe ich mit großem Interesse gelesen, und ich würde gern mehr darüber hören. Du scheinst mit Deiner Arbeit sehr zufrieden zu sein, und ich habe den Eindruck, daß Du ein wichtiger Mann geworden bist.

Ich will versuchen, Dir etwas über die Dinge zu schreiben, die Du von mir wissen willst. Zuerst einige Worte über meine Stellung zu Deutschland. Darüber hatte ich Dir vor drei Jahren geschrieben, und meine Meinungen haben sich seitdem nicht geändert. Wie Du glaube ich nicht an die Erbmasse und daher nicht an angeborene deutsche Eigenschaften. Auf der anderen Seite gibt es bei jedem Volk Traditionen und Haltungen, die nicht das Resultat der Erbmasse, sondern der geschichtlichen Entwicklung sind. Diese Traditionen können sich mit der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ändern, aber das ist ein langwieriger Prozeß, kein einmaliger Akt, sondern eine Entwicklung. Vergiß nicht, daß die Mehrzahl der Menschen nicht handelt, weil das ihren Überzeugungen entspricht, sondern aus ganz andern, vorwiegend materiellen Gründen. Die Masse der Nazis hat sich nicht aus jeher überzeugten Nazis zusammengesetzt, sondern aus Menschen, die vorher - unter anderen Bedingungen - Anhänger anderer Parteien und Bewegungen waren, und ich bin überzeugt, daß das heute genauso ist, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Das kann nicht anders sein, da es natürlich ist. - So ist es sinnlos, an die Schlechtigkeit der Deutschen zu glauben und eine Politik darauf zu bauen. Die hängt von ganz anderen Faktoren ab, im Westen sowohl wie im Osten.

Das ist meine objektive Stellung, aber Du mußt verstehen, daß es ein subjektives Moment gibt, das nicht aus der Welt zu schaffen ist. Die letzten zehn Jahre können nicht so schnell vergessen werden, und sie sollen es auch nicht! Die Ausmaße der Verbrechen waren zu gigantisch, die Folgen zu tragisch und die Zahl der blutbefleckten Hände zu groß. So kann ich mit einer gewissen Objektivität über Deutschland als ein politisches Problem sprechen, aber gefühlsmäßig ist der Kontakt für immer unterbrochen. Ich trete jedem Deutschen mit persönlichem Mißtrauen entgegen, mit der Ausnahme derjenigen, an die ich immer geglaubt habe und die meine Freunde geblieben sind. Aus diesen Gründen käme es mir nie in den Sinn, nach Deutschland zurückzugehen. Ich lebe in meinem eigenen Land mit meinem eigenen Volk; aber wäre das nicht so, würde ich eher in die Fremde gehen als nach Deutschland zurückgehen, und in dieser Frage besteht für mich kein Unterschied zwischen Ost und West.

Und nun zu der zweiten Frage. Du fragst, was ich von Ostdeutschland weiß und wie ich dazu stehe. Was ich weiß, weiß ich aus der Presse, bürgerlicher und kommunistischer. Die östliche Welt - mit Ausnahme von Deutschland - ist eine Welt, die man nicht besuchen kann, vor allem Rußland selbst, mit wenigen Ausnahmen von organisierten Besuchen, die wenig Interesse bieten für jemand, der die Wirklichkeit des Lebens sehen möchte. Eine zweite Quelle der Information und des Einblicks, nicht in die Wirklichkeit dieser Länder, sondern in den Geist, der sie schafft, sind die kommunistischen Parteien, ihre Presse, ihr Leben und ihre geistige Welt. Hier in Frankreich habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, damit in Berührung zu kommen. Die Länder des Ostblocks haben zweifellos heute noch verschiedene Probleme, entsprechend dem jeweiligen Stadium ihrer gesellschaftlichen und politischen Entwicklung, aber die Tendenz ihrer Entwicklung ist einheitlich, und sie ist identisch mit der offiziellen Politik der kommunistischen Parteien. Ostländer - Kominform - kommunistische Parteien - das alles bildet eine Einheit, selbst dann, wenn in einigen Ländern, so z.B. in Deutschland, noch manche Sonderprobleme bestehen. Diese Einheit ist das Wesen des Stalinismus, wie es sein Wesen ist, daß außer dieser Einheit nichts anderes bestehen kann und darf.

Ich habe keinen Zweifel, daß alle Länder des Ostblocks, von Deutschland bis Rumänien, eine gewaltige Revolution durchmachen, die seit langem gebundene Kräfte freimacht und ein neues Leben schafft. Auf der anderen Seite besteht für mich kein Zweifel, daß dieses Leben Seiten enthält, die höchst wesentlichen Teilen meiner Überzeugung widersprechen. Was wir heute "totalitär" nennen, ist ein Schlagwort, aber eines, das eine bittere

Wirklichkeit in sich trägt. Ich habe mein ganzes Leben lang die Überzeugung eines revolutionären, aber demokratischen Sozialisten gehabt, und ich habe diese Überzeugungen nicht aufgegeben. Diese Überzeugungen widersprechen in vielen Punkten der Wirklichkeit im Osten, und ich teile nicht die Auffassung, daß die heutige Situation ein notwendiges Stadium der Entwicklung ist, das einem anderen weichen wird, wenn die durch die kapitalistische Bedrohung geschaffene Spannung einmal weichen wird. Mir scheint, daß diese Auffassung auf einem allzu naiven Rationalismus begründet ist, der die Tendenz der geschichtlichen Entwicklung verkennt.-

Ich teile weitgehend Deine Auffassung von der Korruptheit nicht nur der deutschen, sondern der internationalen Sozialdemokratie, wenn ich auch glaube, daß sie nicht allein an dieser unheilvollen Entwicklung schuldig ist. Ich bin mir ferner darüber klar, daß die heutige Lage der Welt, ihre Scheidung in zwei Lager, der Ausdruck der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung unserer Epoche ist, in der die Idee des demokratischen Sozialismus keinen Platz hat. Deshalb verfalle ich nicht in den Fehler, meine Hoffnungen an politische Sekten zu hängen, von der deutschen SAP unseligen Angedenkens bis zu ähnlichen Gebilden unserer eigenen Tage. Das alles ist zum Tode verurteilt, führt eine Scheinexistenz ohne jeden wirklichen Sinn. Meine Konsequenz ist eine andere, vielleicht traurigere und unheilvollere: Ich habe keinen Standort, und infolgedessen kann ich mich nicht an dem politischen Leben beteiligen. Das ist bitter für jemand, der wie ich seit jeher ein aktives Interesse an dem Geschehen seiner Zeit genommen hat, aber ich sehe absolut keinen anderen Weg. Die westliche Welt ist mir verhaßt, der Sprung in die östliche würde ein solches Maß von Selbstaufgabe bedeuten, daß ich dazu nicht fähig bin. Ich kann nicht in einer kommunistischen Partei leben, in der ich mich von Stalinzitaten nähren muß, und lebte ich im Osten, würde ich vermutlich mein Leben in Sibirien oder am Eismeer beenden.

Ich bewundere die Sicherheit und Eindeutigkeit Deiner Überzeugung, und ich wünsche Dir, daß sie Bestand behält, auch dann, wenn Deutschland ein endgültiger und kompromißloser Bestandteil der stalinistischen Welt geworden sein wird. - Es ist gut, daß ich in Israel in einem Land lebe, das sich noch in einer anderen Phase der historischen Entwicklung befindet. Das heißt nicht, daß es von den Problemen unserer Welt unberührt ist, im Gegenteil, es wird von Jahr zu Jahr mehr in ihnen verstrickt sein. Aber vorläufig gibt es noch weite Gebiete, die auch mir den Einsatz meiner

Person noch möglich machen. - Du schreibst, daß ich Dir damals, vor vielen Jahren, sehr weise erschienen bin. Wahrscheinlich war ich es auch damals nicht, heute bin ich es gewiß nicht, und es ist möglich, daß Du heute viel "weiser" als ich bist! Wie manche anderen habe ich keinen richtigen Platz in dieser Welt, obgleich ich weder ein "entwurzelter Intellektuelller" noch ein "titoistischer Verbrecher" bin! Ich leide an diesem Zustand, muß mich aber mit ihm abfinden. Es ist nicht nur ein ständiger Gewissenskonflikt, sondern auch eine Beeinträchtigung meiner Arbeitsmöglichkeiten, denn auch bei uns ist die Parteilosigkeit ungern geduldet, und im übrigen ist es mir verhaßt, parteilos zu sein! ...

Lieber Heinz, ich möchte Dich sehr gern wiedersehen. Ich habe in den vergangenen Jahren oft an Dich gedacht, und Du weißt, daß ich nie auch nur einen Augenblick an Deiner Freundschaft gezweifelt habe. In gewisser Beziehung hat der Gedanke an Dich mir die Möglichkeit gegeben, nicht in eine Mentalität des Hasses zu verfallen, die natürlicherweise so vielen anderen Juden teilgeworden ist. Trotz des Altersunterschiedes, der damals zwischen uns bestanden hat, hat es wenige Freunde gegeben, deren Freundschaft mir so viel bedeutet hat wie Deine. - Leider habe ich große Schwierigkeiten, nach Berlin zu kommen, aber ich will es trotzdem versuchen. Besteht gar keine Möglichkeit, daß wir uns irgendwo treffen oder gar daß Du hierher kommst? Antworte mir darauf. Und schreibe bald.

Viele herzliche Grüße Hans"

Dieser Brief hat mich nicht nur damals ungewöhnlich beeindruckt; ich habe ihn auch in späteren Jahren verschiedentlich zu Rate gezogen, wobei sich die Aspekte, unter denen ich ihn immer wieder einmal betrachtete, mehrfach verschoben. Beim erstenmal überwog eindeutig mein Mitgefühl für diesen von mir hochverehrten Lehrer und Freund, dem der Mittelpunkt seines Denkens und Handelns abhanden gekommen war. Ohne seine kritische Haltung gegenüber dem Stalinkult einfach beiseite zu wischen, hielt ich mich an der auch von ihm konzedierten Gewißheit fest, an einem gesellschaftlichen Umbruch teilzuhaben, der an die Stelle der alten Ordnung, die zwei Weltkriege und die faschistische Barbarei zu verantworten hatte, etwas grundsätzlich Neues zu errichten unternahm. Was Stalin und den Stalinismus anging, so störten mich manche Erscheinungen, die jedoch - gemessen an der Gesamtleistung, die ihre Krönung in der Niederringung des Hitlerfaschismus erfahren hatte - kein großes Gewicht hatten.

Unser Methodisches Kabinett im Hause der Kinder beispielsweise, das für unsere Arbeit keinen erkennbaren Nährwert hatte, bekam von sowjetischer Seite den Auftrag, ein Lenin- und ein Stalinzimmer einzurichten. Unser sehr besonnener Franz Hermann machte noch das beste daraus, indem er auf engem Raum zwei einigermaßen anschauliche biographische Abrisse anbot; hier wurde ein sowjetischer Wunsch erfüllt, der offensichtlich unabdingbar, weil notfalls vorzeigbar war, aber keinerlei echte erzieherische Funktion erhielt. Der Abfall Titos schmerzte mich, aber fand mich nicht bereit, ihn wie Beburow als faschistisch zu deklarieren. Der Faschismus hatte uns zu gründlich beschäftigt, als daß wir uns mit einem solch billigen Schlagwort zufrieden geben konnten; außerdem stimmte es mich froh, daß Jugoslavien trotz alledem an der sozialistischen Zielsetzung festhielt. Der "Kurze Lehrgang der KPdSU (B)" war für mich als ein Dokument, das den bislang in der Weltgeschichte einzigen siegreichen Versuch eines gesellschaftlichen Umbruchs in sozialistischer Richtung darzustellen unternahm, unbedingt lehrreich, auch wenn ich die wütenden Ausfälle gegen die verschiedenen Abweichler innerhalb der kommunistischen Bewegung nicht nachvollziehen konnte. Trotzkis brilliante Feder und die kritische Haltung der von mir hochgeschätzten "Roten Kämpfer" in den dreißiger Jahren wirkten da als ein Gegengift. Zu einem ihrer Köpfe, zu Karl Schröder, der die Zuchthausjahre überstanden und nach dem Kriege im Rahmen der Volksbildung hervorragende Arbeit geleistet hatte, nahm ich kurz nach meiner Rückkehr wieder Verbindung auf. Wildangel hatte ihm 1945 die Leitung des gesamtberliner Pädagogischen Instituts übertragen, aus dem Ende 1946 die Pädagogische Hochschule erwuchs, die dann jedoch nicht Schröder übernahm - die Haftjahre hatten seine Gesundheit ruiniert - sondern Blume. Damals fragte Karl Schröder mich, wie ich zum Parteibeitritt stünde, weil er selbst noch durchaus unschlüssig war. Die von Stalin im "Kurzen Lehrgang" gegebene Darstellung des dialektischen und historischen Materialismus nannte er schlicht primitiv und wollte dem Marxismus durch eigene Vorträge in der von ihm entwickelten Neuköllner Volkshochschule zu seinem unverkürzten Recht verhelfen. Darum und dennoch trat er der SED bei; wie er in einem Interview mit Cläre Jung 1947 sagte, hielt er die Zeit für gekommen, "in der kein Mensch bei uns mehr gegen den Strom schwimmen darf, jedenfalls kein geistiger Mensch, sondern daß man mit aller Kraft mithelfen muß". Bei der Spaltung Berlins nutzten ihm allerdings seine Verdienste um die Volksbildung ebensowenig wie mir die meinigen, denn auch er wurde vor die Tür gesetzt und ar-

beitete dann bis zu seinem Tode 1950 im Ostsektor beim Schulbuchverlag "Volk und Wissen".

Im Mai 1950 erfolgte in der Arbeit des Hauses der Kinder ein bemerkenswerter Einschnitt: Auf Beschluß der Sowjetischen Regierung wurden das Haus der Kultur der UdSSR in Berlin und das Haus der Kinder, Filiale des Hauses der Kultur, der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik übereignet. Der Befehl des Vorsitzenden der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland Nr. 36 vom 22. Mai 1950 teilte dies mit, würdigte die bisherigen Leistungen der Arbeiter und Angestellten beider Häuser und befahl, eine Reihe namentlich Genannter mit "wertvollen Geschenken" auszuzeichnen; ich rangierte in der Liste unter Nr. 4. Ich kann mich an dieses Geschenk nicht erinnern, weil es sicher wie üblich für die Vitrine gedacht war, die ich nicht besaß. Aber schon am nächsten oder übernächsten Tag fand sich überraschend Walter Ulbricht erstmalig bei uns ein. Ein reitender Bote des Zentralrats der FDJ kündigte ihn mir in der Erwartung an, daß besondere Maßnahmen zu seinem Empfang getroffen würden. Ich hielt dem entgegen, daß Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl ohne solches Brimborium ausgekommen wären. Zum Glück blieb dafür auch keine Zeit, denn - von einem kleinen Pulk begleitet - nahm stramm und selbstbewußt Ulbricht schon die ersten Stufen. Wir lenkten ihn in den Schauspielproberaum, der über ein höheres Podium verfügte, und trommelten alle abkömmlichen Mitarbeiter zusammen. Beburow vertrat die sowjetische Mannschaft des Hauses. Auf unerklärliche Weise war auch Otto Nuschke, Vorsitzender der CDU, in diese Zusammenkunft geraten. Ich erhielt keine Gelegenheit, unser unbändigen Freude über Ulbrichts Besuch Ausdruck zu verleihen, denn er gab sich als stellvertretender Ministerpräsident und mithin neuer Hausherr selbst das Wort. Sein einziger Ansprechpartner war Beburow; immer an ihn gewandt, dankte er für das generöse Geschenk der Sowjetregierung, pries die von sowjetischer Seite investierten Arbeitsleistungen; unser Anteil daran war keiner Erwähnung wert. Ulbricht hatte auf seinem Wege im Haus viele Hände gedrückt, darunter wahrscheinlich auch meine, aber wahrgenommen hat er mich nicht. Ohne noch einen Blick ins Haus zu tun, verschwand er so schnell, wie er gekommen war.

Außer dieser gleichsam en passant erfolgten Vereinnahmung gab es immerhin am 25. Mai um 11 Uhr im Theatersaal des Hauses der Kultur am Festungsgraben noch eine Festveranstaltung, zu der das Haus der Kinder eingeladen hatte. In der ersten Reihe des Präsidiums war ich postiert, ein schmaler, etwas beklommener junger Mann, links flankiert von Wilhelm

Pieck und rechts von Otto Grotewohl; links von Pieck saßen Semjonow und Irma Thälmann, rechts von Grotewohl Ulbricht und der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg. Beburow hatte sich in die zweite Reihe verkrochen, in der ich außerdem noch Erich Honecker und Klaus Herde von der FDJ, den Oberbürgermeister Fritz Ebert, Hans Jendretzky und Hermann Schlimme von der Gewerkschaft und die schöne Semjonowa ausmachen kann. Das Publikum bildeten Kinder, von denen zwei - ein Junge und ein Mädchen - mit Pionierhalstuch in der ersten Präsidiumsreihe saßen. Otto Grotewohl, der die Festansprache halten sollte, erfragte bei mir vor Beginn noch einige Einzelheiten aus dem Hause. Ich weiß nicht, welcher Esel mich getreten hatte, daß ich ihm das Leben erleichtern zu müssen meinte, indem ich die Delegierung der Ansprache an seinen Stellvertreter Ulbricht erwog, der ja kürzlich im Hause selbst zu diesem Thema geredet hätte. Grotewohl reagierte schroff, fast böse: "Wenn der Ministerpräsident anwesend ist, hat er das Wort und nicht irgendeiner seiner Stellvertreter." Das saß! Und im übrigen war er - im Gegensatz zu Ulbricht - ein wirklicher Redner, der sich auf seine Zuhörer einzustellen vermochte und dabei sogar Kinder erreichte. Er redete nicht aus dem hohlen Bauch, sondern er war vorbereitet; er sang nicht vom Blatt, sondern begnügte sich mit einem Merkzettel in Postkartengröße. Als Wilhelm Pieck ihn auf die Anwesenheit Ehrenburgs hinwies, notierte Grotewohl dies auf seinem Zettel und ließ sich noch flüsternd von mir bestätigen, daß einer seiner Romane den Titel "Sturm" trug. Es war ein echter Genuß, dann in den Augen der zuhörenden Kinder zu erleben, wie Grotewohl ihre Herzen durch den Bezug auf Ehrenburg und seinen "Sturm" höher schlagen machte.

Ende des Monats gaben die Direktoren beider Häuser, Achim Wolter für das Haus der Kultur und ich für das der Kinder, eine Pressekonferenz, auf der wir über die bisherige Arbeit sprachen und unsere Vorstellungen über die zukünftige entwickelten. Zu diesem Zeitpunkt war bereits unser schöner Name durch die klanglose Bezeichnung "Zentralhaus der Jungen Pioniere" ersetzt worden. Es war dies die Erfindung des Zentralrats der FDJ, dem die Regierung inzwischen das Haus anvertraut hatte. Mit diesem Namenswechsel verband sich jedoch nicht die Spur einer inhaltlichen Einflußnahme auf die Arbeit, zumal die sowjetische Mannschaft mit Beburow an der Spitze dem Hause zunächst noch erhalten blieb. Im Juni/Juli nahm ich meinen Jahresurlaub, den ich an der Ostsee verbrachte. In der zweiten Julihälfte braungebrannt zurückgekehrt, erlebte ich

allerdings eine Überraschung, die mich erbleichen machte. Schon bei der Begrüßung des Pförtners spürte ich dessen merkwürdige Verlegenheit. Als ich dann im ersten Stock mein Zimmer betrat, fand ich hinter dem großen Schreibtisch einen mir bislang Unbekannten sitzen, der sich erhob, sich als Hermann Güntert vorstellte und mir eröffnete, daß er zum neuen Direktor des Hauses berufen sei. Ich machte auf dem Absatz kehrt und suchte unverzüglich Beburow auf. Er empfing mich mit hochrotem Kopf und hilflos hochgezogenen Schultern: Was sich hier abgespielt habe, sei ohne Absprache mit ihm geschehen, dem ja auch keinerlei Weisungsbefugnis mehr zustand; die Kaderabteilung des Zentralrats der FDJ sei ausschließlich dafür verantwortlich zu machen. Keine Stunde später saß ich dort und forderte Aufklärung, die mir auch wurde: Meine politische Unzuverlässigkeit, die sich in meinen Beziehungen zu Israel - möglicherweise sogar zu dessen Geheimdienst - offenbarte, habe die Berufung eines neuen Direktors nötig gemacht. Meinen Protest gegen die hirnrissige Verdächtigung nahm der Kadermann als außerhalb seiner Kompetenz liegend nicht an; zur Klärung dieser Frage verwies er mich an die Berliner Bezirksparteikontrollkommissiom (BPKK) der SED.

Bevor ich mich dorthin begab, sprach ich nochmals mit Beburow, um mich zu versichern, daß er aus unserem gemeinsamen Gespräch mit Eva Cohn vor mehr als einem Vierteljahr zu keiner Zeit einen derartigen Schluß gezogen hätte. Ich durfte ihm glauben, da ich auch zu anderen über dieses Treffen gesprochen hatte, so daß Hinz und Kunz dem Zentralrat diesen Bären aufgebunden haben konnte - sofern das Ganze nicht nur ein mieser Vorwand war, um mich durch einen aus der FDJ-Riege zu ersetzen; auf unserer gemeinsamen Delegationsreise in die Sowjetunion hatte ich erfahren, welch große Rolle der eigene Stallgeruch spielte. Zunächst jedenfalls erschreckte mich der Vorwurf der politischen Unzuverlässigkeit ungeheuer und bereitete mir schlaflose Nächte. In der BPKK beschäftigte sich mit mir Paul Behring, ihr Vorsitzender. Zu ihm konnte man Vertrauen fassen. Er war von den Nazis nach vier Jahren Zuchthaus anschließend in Sicherheitsverwahrung nach Sachsenhausen gebracht worden; von dort hatte man ihn Anfang 1940 für zwei Jahre als Flurkalfaktor in das Untersuchungsgefängnis des Gestapohauptquartiers in der Prinz-Albrecht- Straße 8 gesteckt. Als ich dort im September 1942 als Häftling einrückte, war er jedoch schon entlassen worden.

Um sich von mir ein Bild zu verschaffen, forderte Paul Behring von mir einen ausführlichen Lebenslauf, den ich - 12 einzeilig getippte Seiten, verbunden mit einer Liste von 17 Zeugen, die meine Angaben bestätigen

konnten - bereits am 28. 7. 1950 vorlegte. Einen Monat später - am 29. 8. - lieferte ich einen Nachtrag von fünf einzeilig getippten Seiten, der sich ausschließlich mit meinen Beziehungen zu Hans Gaertner und dem Treffen mit Eva Cohn befaßte. Wieder vergingen Wochen über Wochen, ohne daß ich den Eindruck gewann, daß irgendjemand sich die Mühe gemacht hätte, meine Angaben zu überprüfen. Obwohl mir mein Gehalt weiterhin unverkürzt gezahlt wurde, setzte ich meinen Fuß nur noch ganz selten über die Schwelle des Hauses; statt dessen sah ich mich anderswo nach Arbeitsmöglichkeiten um. Mein erster Gang führte mich zum Stadtschulrat Wildangel. Er hätte mich gern in sein Hauptschulamt als Fachschulrat für Geschichte geholt, brauchte jedoch - rebus sic stantibus - die Zustimmung der BPKK. Paul Behring schüttelte den Kopf: Der auf mich gefallene Verdacht gestattete keinen Einsatz in der ersten Reihe, sondern nur auf einem der hinteren Plätze. Also schaute ich mich recht gründlich im Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut (DPZI) um, dem damals die selten schöne Frau Else Zaisser vorstand, unter der Werner Dorst - später Professor in Jena - die erste Geige spielte. Ich stieß dabei auf manchen angenehmen Zeitgenossen wie z.B. den Historiker Roland Franz Schmied, aber fand insgesamt wenig Geneigtheit zu eigenständigen reformpädagogischen Experimenten. Die Sowjetpädagogik war hier schon damals verpflichtendes Leitbild, das zu wenig Freiraum ließ, um ein mich reizendes Betätigungsfeld zu finden. Darüber vergingen Monate, ohne daß mein Fall in der BPKK vorankam. Natürlich wäre Paul Behring total überfordert gewesen, wenn er dem Verdacht so oder so auf den Grund hätte gehen wollen. Er war nicht der Typ des Inquisitors. Er wollte mich schon vernünftig unterbringen, aber scheute den möglichen Vorwurf, leichtfertig entschieden zu haben. Also ließ er eine lange Zeit verstreichen, die von der Gründlichkeit seiner Überprüfung zeugte: Fünf Monate gingen ins Land, bis er im Dezember - ich hatte mein Arbeitsverhältnis zum einstigen Haus der Kinder fristgemäß zum 31. 12. 1950 gekündigt - erklärte: "Geh zum Wildangel und mach mir keinen Kummer!" Und das tat ich dann auch.

Hauptschulamt und Pädagogische Hochschule

Wildangel stellte mich mit Wirkung vom 1.1.1951 im Hauptschulamt als Fachschulrat für Geschichte ein. Die mit dieser Bezeichnung mir zugeteilte Aufgabe war weder mir noch ihm so deutlich, daß sie auch nur einigermaßen sauber definiert werden konnte. Aber das störte mich zunächst überhaupt nicht. Zum ersten war ich den Druck los, den ich um so lästiger empfand, als meine Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Vorwürfe wuchsen. Zum anderen sehnte ich mich nach einem menschlichen Umfeld, in dem Wichtigtuer keine Chance und gestandene Persönlichkeiten das Sagen hatten. Darum hatte ich schon von Anfang an Ernst Wildangels Nähe gesucht. Er kam von der Weimarer Reformpädagogik und hatte sich bereits unter Fritz Karsen in dessen Neuköllner Karl-Marx-Schule die ersten Sporen verdient. In der Nazizeit nutzte er einen längeren Parisaufenthalt, um als Professeur N. zusammen mit dem bereits emigrierten Schriftsteller Maximilian Scheer 1937 die entlarvende Schrift "L'école hitlérienne et l'étranger" herauszugeben. Nach 1945 war er der entschiedendste Verfechter des progressiven demokratischen Einheitsschulgesetzes, das schließlich am 13.11.1947 in der Berliner Stadtverordnetenversammlung mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde. Sein Standvermögen war beeindruckend: Schwierigkeiten umging er nicht, sondern nahm sie am liebsten frontal an; abweichende Meinungen hatten nur dann eine Chance, wenn sie mit der ihm adäquaten Entschiedenheit verfochten wurden. Kurz und gut, er war ein ganzer Kerl, eine beeindruckende Persönlichkeit. Sein bevorzugter Arbeitsplatz war nicht der Schreibtisch; er studierte die Probleme immer vor Ort, in der Praxis. Dazu brauchte er Begleiter, mit denen er sich beriet; sie mußten neben erwiesener pädagogischer Begabung eine bestimmte Fachkompetenz besitzen, über die er selbst als Neuphilologe nur in Grenzen verfügte. So sah der zweifellos interessanteste Teil meiner Tätigkeit als Fachschulrat für Geschichte aus. Wenn er als Hospitant auf schwache Leistungen eines Fachlehrers stieß, hatte der Fachschulrat zu demonstrieren, wie es besser laufen könnte. Wildangels Anerkennung für eine solche Leistung blieb immer wortkarg, aber sie besaß großes Gewicht. Als Fachschulrat für Mathematik holte er sich den damals noch jungen Herbert Titze, der später republikweit die Mathematikolympiade aufbaute. Der dritte junge Mann, auf den er irgendwo stieß und den er an sich zog,

war Günther Mielis; Jahre später leitete er die Wilhelm-Pieck-Schule und verweigerte Anfang 1958 der geforderten Verurteilung Karl Schirdewans durch das Politbüro seine Zustimmung, den er nur als vorbildlichen Elternvertreter kennengelernt hätte. Mielis nahm den Hinauswurf aus der Schule in Kauf; hier stand auch Wildangels Mannesmut Pate.

Ich betrachtete es als ein persönliches Unglück, daß dieser ungestüme und mitreißende Mann, ganze 61 Jahre alt, nach kurzem Krankenhausaufenthalt am 6. Mai 1951 plötzlich verstarb. Das Hauptschulamt hatte seinen Platz in zwei Resthäusern am Schinkelplatz Nr. 3-4 gefunden, die den Krieg noch einigermaßen überstanden hatten, und machte selbst nicht viel her. Aber die Friedrich-Werdersche Kirche zur Linken und die einstige Bauakademie zur Rechten - beide nach Schinkels Entwürfen errichtet und jetzt ausgebrannt - gaben ihm dennoch einen bemerkenswerten Rahmen; dazu gesellte sich winzig klein zwischen beiden der aus rotem Sandstein von Hugo Lederer erbaute Bärenbrunnen, obwohl auch er böse Schrammen abbekommen hatte. Ich liebte diese Örtlichkeit mit seinem Haus Nr.3-4 inmitten, in dem Paul Singer als Kopf der Berliner Arbeiterbewegung rund vier Jahrzehnte gewohnt hatte und das jetzt dem Hauptschulamt seine Anschrift lieh. Ich träumte von einer künftigen Wiederherstellung des Ensembles - Lederer hatte das Glück und auch Schinkels Kirche; seine großartige Bauakademie jedoch wurde das Opfer hirnloser Barbaren, die um der Baufreiheit willen für eine moderne Scheußlichkeit den Abriß durchsetzten. Für mich nahm der Tod Wildangels dem Schinkelplatz ein Stück seiner Seele. Den Rest besorgte die Verlegung des Hauptschulamtes in den Betonklotz des Berolinahauses am Alexanderplatz, wo wir mit anderen Ämtern der Stadt unterkrochen. Gewiß, wir hatten auch hier unser Tun, und die Zusammenarbeit mit Erich Hutzelmann bei Überlegungen zur Methodik des Geschichtsunterrichts ist mir noch heute in bester Erinnerung. Der schließlich gefundene Nachfolger Wildangels - Wilhelm Schneller - war ebenfalls so übel nicht. Sein Bruder war Ernst Schneller, ein Lehrer, Offizier im 1.Weltkrieg, zunächst Sozialdemokrat, dann Kommunist und als solcher ein herausragender Militärpolitiker und Parlamentarier, der die gesamte Nazizeit hinter Kerkermauern verbrachte und 1944 in Sachsenhausen ermordet worden war. An Wilhelm Schneller imponierte mir, daß er sich nie mit seinem Bruder schmückte; er lehnte es ab, seine eigene antinazistische Gesinnung als Widerstand zu bezeichnen. Aber Wildangels Dynamik ging ihm ab.

Ich hielt Ausschau nach einer geeigneten Möglichkeit des Absprunges von der Verwaltung in die praktische Lehrtätigkeit. Sie bot sich überraschend schnell und hatte den Vorzug eines sanften Überganges, der niemanden verletzte. Bevor Schneller in das Hauptschulamt kam, hatte er in der Schönfließer Straße Nr.7 der einst von Blume aus der Taufe gehobenen Pädagogischen Hochschule von Groß-Berlin vorgestanden, die jetzt von Dr.Peter Sturm geleitet wurde, einer aus der alten Garde der Reformpädagogen. Am 30. September 1951 endete meine Zeit als Fachschulrat für Geschichte; eine Woche zuvor jedoch hatte mich schon der folgende Bescheid erreicht: "Hiermit berufen wir Sie mit Wirkung vom 1. Oktober 1951 als Dozent für das Fach Geschichte (Abt.IV) an die Pädagogische Hochschule Groß-Berlin. Ihre Pflichtstundenzahl beträgt 12 Stunden wöchentlich." Außer Sturm hatte auch Schneller als Stadtschulrat unterschrieben. Diese Berufung wurde für mein gesamtes weiteres Leben in jeder Hinsicht schicksalhaft.

Diese Aussage schließt den privaten Bereich ausdrücklich mit ein. Meine erste Ehe, 1940 mit Fridel Seeger geschlossen und mit der Geburt der Tochter Petra entschieden bekräftigt, scheiterte, obwohl sie in der Zeit des Krieges mit ihren schweren Prüfungen - Verhaftung, Zuchthaus, Moorlager, Bewährungsbataillon und Kriegsgefangenschaft - über ein halbes Dutzend Jahre hinweg für mich eine unverzichtbare und ungetrübte Daseinsform darstellte. Zweifellos habe ich bei der andauernden Trennung das künftige Zusammenleben mit einer Unmasse Illusionen befrachtet, die vom Partner abstrahierten und ihm nicht gerecht werden konnten. Als ich im Herbst 1946 nach Berlin zurückkehrte, fand ich alle meine Angehörigen wieder. Die ausgebombten Schwiegereltern hatten sich bei Fridel und Petra in der Schöneweider Straße 7 einquartiert, und als ihr Bruder von den 999ern aus Ägypten zurückkam, waren wir in der eineinhalb Zimmer großen Wohnung sechs Personen; wir jungen Leute schliefen auf der Erde, da weder Betten noch Raum zum Aufstellen von Betten vorhanden waren. Für Petra blieb ich naturgemäß lange Zeit ein Fremder. Als anerkanntes Opfer des Faschismus gelang mir schließlich ein Wohnungstausch in die Neuköllner Friedelstraße 55, wo drei Zimmer uns mehr Luft ließen. Allerdings dominierten die Lebensgewohnheiten der Schwiegereltern auch hier in einem Maße, daß ich Anfang 1947 die Möglichkeit, auf die Insel Scharfenberg auszuweichen, mit beiden Händen ergriff, um endlich ein eigenes Familienleben zu führen. Ich war felsenfest davon überzeugt, daß dies glücken würde; die Geburt unseres Sohnes Timm im Jahre 1948 bekräftigte es. Selbst die zwangsweise Beendigung

meiner Scharfenberger Laufbahn Anfang 1949 hatte nur vorübergehend die erneute Zusammenführung der Großfamilie in der gemeinsamen Neuköllner Wohnung im Gefolge, denn mit der Übernahme der Leitung des Hauses der Kinder drängte die sowjetische Seite auf meine Übersiedlung in den Ostsektor, die dann auch schon im Frühjahr nach Lichtenberg erfolgte - zunächst in die Parkaue 35, von der wir später in die nahe Normannenstraße 15 wechselten. Trotz der günstigen äußeren Bedingungen kam es zu keinem gedeihlichen Zusammenleben zwischen uns Eheleuten; was den letztlich unvermeidlichen Bruch immer wieder hinauszögerte, war einzig und allein die Existenz unserer beiden Kinder. Der Frau, die dann mein ganzes Hoffen und Sehnen erfüllte und heute mit mir schon über ein Menschenalter die Ehe führt, begegnete ich an der Pädagogischen Hochschule.

Die andere für meine Gesamtentwicklung wesentliche Weichenstellung nahm hier ebenfalls ihren Ausgang: Die Zahl meiner Pflichtstunden war so gering bemessen, um ihre gründliche Vorbereitung möglich zu machen; ich kam dieser Plicht vornehmlich in der Weise nach, daß ich mich als Schwarzhörer in die Alma Mater Berolinensis einschlich und ausgesuchte historische Vorlesungen mithörte. Mir liegen noch heute Mitschriften vor, die ich bei den Vorlesungen von Alfred Meusel zur Allgemeinen Geschichte von 1642- 1789 und von 1789- 1815 angefertigt habe. Am 1. Oktober 1951 hatte ich den Dienst in der PH anzutreten, und am 4. Oktober ist meine erste Mitschrift bei Meusel datiert. Meusel sprach druckreif und hatte außerdem noch den Vorzug, mit seinem Stoff nie fertig zu werden. Das Ergebnis war keine Überblicksvorlesung, sondern eine gründliche Geschichte der englischen Revolution, die er mit Cromwells Tode am 3. September 1658 schließen ließ, bzw. der Französischen Revolution bis zum Thermidor. Ich schnupperte wieder dieselbe Luft in den selben Räumen wie vor über zehn Jahren und fühlte mich sogleich außerordentlich heimisch, trotz und weil sich mancherlei geändert hatte. Die Kriegszerstörungen vor allem im Nordflügel des Gebäudes machten mich traurig, aber daß es an der Stirn nicht mehr den Namen des Friderici Guilelmi III., sondern den der beiden Brüder Humboldt trug, stimmtem mich zuversichtlich; und daß der Pesthauch des Nazismus verflogen war, kam einem Geschenk des Himmels gleich.

Die Cromwell-Vorlesung Meusels weckte in mir vorübergehend sogar den Gedanken, die unter A. O. Meyer vor einem Dutzend Jahren begonnenen Vorarbeiten zur Promotion wieder aufzunehmen. In der Tat hätte dies

jedoch den Neuanfang bei Null bedeutet, denn das von mir damals fleißig zusammengetragene und vorsorglich ins Isergebirge ausgelagerte Material war restlos verloren gegangen, und unsere einst reichlich bestückte Staatsbibliothek Unter den Linden hatte die von mir benutzte Streitschriftenliteratur ebenso restlos eingebüßt. Im übrigen erwartete mich in der Schönfliesser Strasse 7 die Erfüllung einer anderen Aufgabe.

Meine Berufung an die PH für das Fach Geschichte bezog sich ausdrücklich auf die Abteilung IV, unter der damals die für das 10.- 12. Schuljahr vorgesehene Berufsschulpädagogik zusammengefasst war. Als Abteilungsleiter fungierte Frau Professor Helene Overlach zusammen mit ihrem Stellvertreter Professor Wolfgang Huth, der den naturwissenschaftlich-technischen Bereich abdeckte; Frau Overlach hatte im wesentlichen nur eine bedeutsame politische Vergangenheit aufzuweisen, die für sie sprach: Sie gehörte vor 1933 als Mitglied dem Zentralkomitee der KPD an. Blume hatte um der Einheitlichkeit des künftigen Lehrerstandes willen die 1946 erfolgte Einbindung der Berufsschulpädagogik in die PH durchaus begrüßt, aber auch von den damit verbundenen "kolossalen Schwierigkeiten" gesprochen, die nur schrittweise in Jahren überwunden werden könnten. Als ich zur PH kam, beschäftigte die Abteilung IV mit über 500 Studenten neben zwei Dutzend hauptamtlichen Dozenten noch dreimal so viele Stundenlehrkräfte, um die klaffenden Lücken zu schließen. Praktische pädagogische Übungen, mathematische Sonderkurse zur Stärkung der wissenschaftlichen Grundlagen, Pflege des deutschen Stils, Politökonomie und Betriebswirtschaftslehre, Probleme der Gegenwart und didaktische Fragen standen dabei obenan. Für die Geschichte blieb da nicht viel übrig; ihre Darstellung bewegte sich im Zeitraum vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und wurde zur Hebung der Allgemeinbildung angeboten. Die Studierenden - alles in allem gestandene Frauen und Männer mit Lebenserfahrung - nahmen sie zur Freude des Dozenten auch so an; davon überzeugte sich selbst die bei mir hospitierende Chefin Overlach, wenngleich sie bei meiner mit sehr viel Kreide sehr anschaulich gemachten Darstellung der Eigentumsverhältnisse und wechselseitigen Abhängigkeiten im Rahmen eines feudalen Fronhofs ein kleines Nickerchen eingelegt hatte.

Mit meinem Fach stand ich ziemlich einsam im Kreise der Dozenten und fühlte mich auch so. Das galt nicht nur für den engen Bereich der Berufsschullehrerqualifizierung; in den beiden anderen großen Abteilungen I und II, die die Fach- und Unterstufenlehrer der allgemeinbil-

denden Schulen ausbildeten und zusammen auch über 500 Studierende zählten, sah es nicht viel anders aus. Hier deckten zwar die rund 30 hauptamtlichen Dozenten im wesentlichen den Bedarf ab, so daß selten auf Stundenlehrkräfte zurückgegriffen werden mußte; aber dennoch traf ich im Aufenthaltsraum der Dozenten nur auf ein einziges bekanntes Gesicht, nämlich auf Hans Löffler, der mir vier Jahre zuvor auf Scharfenberg die zweite Lehrerprüfung mitabgenommen hatte und jetzt der Abteilung II vorstand. Mich kennzeichnete eine aus meiner Unsicherheit geborene übergroße Zurückhaltung, die mich ebenso arrogant wie befangen erscheinen ließ. Ziemlich hilflos beneidete ich die junge Kollegin um ihren offensichtlich problemlosen Umgang mit den anderen, mich eingeschlossen, den sie mit klaren, norddeutsch gefärbten Worten, einem festen Händedruck und freundlichen Gesichts begrüßte. Sie bewegte sich anscheinend auf völlig vertrautem Grund und bereitete ihren Weg zur Schule vor: Zunächst nahm sie ihren weinroten Schal, trat vor den kleinen Spiegel im Dozentenzimmer, legte ihn über das Haupthaar und verknotete ihn mit wenigen Griffen zu einem Turban, dessen Sitz die Ohren nur halb bedeckte und das Stirnhaar frei ließ. Dann kam das kleine Halstuch an die Reihe. Schließlich griff sie sich den aus demselben Stoff wie der Schal gefertigten, also ebenfalls weinroten Wintermantel, in den sie so schnell hineingelangte, daß jeder Idee einer männlichen Hilfeleistung schon im Moment ihrer Entstehung ein Ende gesetzt war; die großen Knöpfe schlossen den Mantel von unten nach oben bis an den weiten Kragen. Flinke Hände überprüften noch einmal, ob alles seinen ordentlichen Sitz hatte. Dann griff sie zur Aktentasche, blickte freundlich in die gesamte Runde und verabschiedete sich von allen mit einem vernehmlich geäusserten „Auf Wiedersehen".

Nach einigen ähnlichen Begegnungen bekam ich immerhin soviel mit, daß sie auf den Namen Edith Korth hörte und in der Abteilung II als Dozent für Didaktik tätig war. Sicher ließ sich über Ziele, Inhalt, Prinzipien, Regeln und Methoden des Unterrichts beliebig schwätzen, aber ohne unmittelbare Praxisnähe lief da nichts. Um beispielsweise die naturgegebenen Probleme mit der Bruchrechnung im Grundschulunterricht zunächst überhaupt mitzubekommen und dann damit fertigzuwerden, waren Hospitationen in den Schulen für den Studierenden unabdingbar und von Dozenten vorgeführte Lektionen zumindest wünschenswert. Das setzte beträchtliche organisatorische Vorarbeiten voraus, um den normalen Schulunterricht nicht nur nicht zu stören, sondern ihn nach Mög-

lichkeit sogar zu beleben. Darüber kann ich jetzt ganz Vernünftiges sagen, nicht jedoch schon damals als debütierender Dozent an der PH, der noch nie in der Unterstufe unterrichtet hatte. Edith Korth, lebhaft wie immer, nahm im Dozentenzimmer diesmal Kurs auf den Mathematiker Porsche, einen älteren Jahrgang mit unwahrscheinlich schlechten Zähnen, die ein Lehrer sich eigentlich nicht leisten durfte. Mit ihrer klaren, immer vernehmlichen Stimme ließ sie ihn wissen, daß sich Studenten über ihn beschwert hätten, weil der Bezirk Lichtenberg auf diese studentischen Hospitationen überhaupt nicht vorbereitet war. Porsche versuchte, sich herauszureden, und Edith Korth forderte meine Unterstützung, um den Uneinsichtigen zur Einsicht zu bewegen. Ich reagierte ziemlich hilflos, weil ich den Zusammenhang zwischen Porsche und Lichtenberg nicht verstand. Sie ließ von mir wie von einem Lahmen ab, was mir ausgesprochen peinlich war. Meinen Mißmut jedoch zog nicht sie, sondern Porsche auf sich, der ohnehin in dem Ruf stand, statt Mathematik Porschologie zu lehren.

Die marginale Rolle, die die Geschichte bei der Ausbildung der Berufsschullehrer (Abt. IV) spielte, reduzierte sich auf Null bei den Unterstufenlehrern (Abt. II); für die Fachlehrerausbildung (Abt. I) war sie zwar unabdingbar, aber keineswegs ausreichend präsent. Vor mir wirkte Dr. Heinz Reinherz - ein immens belesener und wissensreicher Autodidakt, der die Nazizeit gleichsam hinter seinen Büchern verborgen als Jude überlebt hatte. Er war noch vor meinem Start an die Universität übergewechselt, aber hielt seine Hand weiterhin über die beiden Abiturienten in der Abt. I Arno Hochmut und Heinz Karl, die fachlich sehr gut einschlugen und sich potentiell zu künftigen Mitarbeitern der PH entwickeln konnten. Ich blieb mit meiner Geschichte buchstäblich auf mich allein gestellt und vermißte die Möglichkeit des Austausches von Erfahrungen, aber nutzte wiederum die relative Ungebundenheit, um meine intensiven Beziehungen zur Universität ungescheut zu pflegen. Bei anderen Disziplinen sah es sehr viel besser aus: Die Pädagogen/Didaktiker bildeten eine festgefügte Arbeitsgruppe unter der Leitung von Werner Hagemann, der zugleich der Betriebsgewerkschaftsleitung vorstand, so daß er Edith Korth mit seiner Stellvertretung in der Gruppe betraute. Es gab dann noch den Hans Kloss, den Walter Volkmann, den Fritz Zielke oder die Waltraut Leschinsky und Edith Springer, um nur die wichtigsten zu nennen - alles gestandene Pädagogen. Im Fach Deutsch sammelte Paul Joecks über ein halbes Dutzend Kollegen um sich, darunter die schon betagte Dr.Hedwig Lutter, die von der Theaterwissenschaft kommende Dr.Rosine Calsow und

den sehr begabten Abiturienten Reinhard Weissbach, obwohl er noch ein Studierender war. Grosses Ansehen genoß der alte Franz Hajtai, Jahrgang 1878, als ungarischer Intellektueller schon ein Leben lang Propagandist des Marxismus und aufmerksamer Tutor seiner jungen Kollegen wie Günther Skalecki oder Fritz Gericke. Um Dr. Lotte Winter fanden sich die wenigen Psychologen zusammen, um den schon etwas betagten Alfred Born die Geographen.

Einem guten Teil der Genannten begegnete man in den monatlichen Parteiversammlungen, die sich in der Regel mit tagespolitischen Problemen beschäftigten, den mangelnden fachlich-inhaltlichen Zusammenhang also nicht wettmachen konnten, aber doch einer größeren Vertrautheit untereinander zugute kamen. Zweifellos hatte der III. Parteitag der SED vom Juli 1950 - der erste nach der Gründung der DDR - mit dem wirksamen Slogan "Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen!" eine Weiche gestellt, die am Ende in eine Sackgasse geführt hat, aber zunächst durchaus auch gangbare Wege wies. Das von der SED um die Wende 1951/1952 initiierte Nationale Aufbauwerk beispielsweise wuchs sich zu einer echten Massenbewegung aus, an der jeden Sonntag vormittag bei der Trümmerbeseitigung teilzunehmen für viele Dozenten und Studenten der PH eine Ehrensache war. Ich gestehe, jedem solchen Einsatz mit der heimlichen Freude auf das Zusammentreffen mit Edith Korth verbunden zu haben; das zweite Frühstück - die mitgebrachten Brote - nahmen wir in der Regel in einer nahen Kneipe bei einem Kaffee ein, den ihr zu spendieren mir immer nur gelang, wenn ich sie zuvor in aller Form dazu eingeladen hatte. Mit beträchtlichen Vorbehalten nahm ich jedoch die in jener Zeit massiv propagierte Losung auf, nach sowjetischem Vorbild Kunst und Kultur mit dem werktätigen Volk zu verbinden. Ich hatte im Oktober 1948 den Auftritt des Alexandrow-Ensembles der Sowjetarmee auf dem Gendarmenmarkt mit vielen Tausenden erlebt und war begeistert. Aber ich hatte im Jahr zuvor auch schon die nationalistische Verfilmung des Romans "Peter der Erste" von Aleksej Tolstoj gesehen und mich gefragt, wie nach Sergej Eisenstein und der in den 20er Jahren erreichten Höhe der Sowjetfilm derartig auf den Hund kommen konnte. Ich habe auch die ungeheuren Schinken gesehen, die uns das Haus der Kultur Unter den Linden als Muster sozialistisch-realistischer Malerei vorstellte, konzedierte ihnen vorbehaltslos höchste technische Meisterschaft, aber nach der künstlerischen Substanz suchte ich vergebens.

Vor der Übernahme sowjetischer Erfahrungen und Modelle im Schulwesen hatte ich schon in meiner Scharfenberger Zeit gewarnt; wir besaßen eine eigene in der Weimarer Zeit entwickelte fortschrittliche Tradition und hatten gerade in Berlin gegen massiven konservativen Widerstand erst vor wenigen Jahren das Einheitsschulgesetz durchgekämpft, das nicht leichtfertig preisgegeben werden durfte. Nun verbanden sich mit der Annahme des ersten Fünfjahrplans (1951- 1955) auf dem III. Parteitag natürlich hochgesteckte Qualifizierungsfragen, die auch schon damals nie auf lange Sicht, sondern in der Hoffnung auf schnelle Ergebnisse so kurzschlüssig wie möglich angegangen wurden. Demnach sollte die Berufsschulausbildung aufs engste fachverbunden erfolgen, was nur gewährleistet erschien, wenn sie nicht mehr bei der Volksbildung angesiedelt blieb, sondern der Abteilung Wirtschaft beim Magistrat zugeordnet würde. Einwürfe gegen die Trennung von der PH und gegen die faktische Torpedierung des Berliner Einheitsschulgesetzes wurden als von keiner Sachkenntnis getrübte Anmaßungen abgeschmettert. Die räumliche Trennung erfolgte am 21. 4.1952 in der Weise, daß die Berufschulausbildung am alten Orte verblieb, während alles übrige nach Pankow umzog und sein neues Heim in der alten Eosanderschule, Kissingenstraße 12, fand. Ich selbst führte einiges Angefangene in der Schönfließer Straße noch zu Ende, aber zählte bereits zu den Kissingern.

Der 2. Parteikonferenz der SED, die Anfang Juli 1952 stattfinden sollte, gingen auf den unteren Ebenen Delegiertenkonferenzen vorauf; die des Stadtbezirks Pankow, dem wir nunmehr angehörten, fand im Kultursaal des Betriebs Bergmann-Borsig statt. Unsere Delegation zählte etwa zehn Köpfe, fünf Frauen und fünf Männer. Dazu gehörte natürlich unser junger Parteisekretär Fritz Gericke und unser Veteran Franz Hajtai, aber auch Edith Korth und ich waren dabei. Ich traf erst gute zwei Stunden später dort ein und hatte nicht die Spur eines schlechten Gewissens. Zwar stand ich in dem nicht unbedingt guten Ruf, vereinbarte Zeiten erst auf den letzten Drücker wahrzunehmen, aber derartig grobe Verspätungen gab es bei mir sonst nicht. Ich hatte an diesem Tage früh eine Vorlesung zu halten, die ersatzlos ausgefallen wäre, wenn ich mich bei Bergmann-Borsig pünktlich eingefunden und die mehrere Hundert zählende Delegiertenkonferenz um meine Wenigkeit vermehrt hätte. Ich hatte schon bei Blume gelernt, daß jede Unterrichtsstunde dem Lehrenden die unabdingbare Pflicht auferlegte, sie rücksichtslos vor sämtlichen Störungen zu bewahren. Das hatte ich getan und war nicht im mindesten bereit, unserem "Verdienten Lehrer des Volkes" und Delegationsmitglied, der

Genossin Cläre Schürmann, zuzugeben, die Bedeutung der Delegiertenkonferenz sträflich unterschätzt zu haben. Ihr Verdikt fand nicht die Unterstützung der Delegation, was die damals noch geltende Liberalität unterstreicht. Selbst im Hinblick auf die Vorbereitung der 2. Parteikonferenz konnte unsere Delegiertenkonferenz keinerlei von mir verkannte historische Bedeutung beanspruchen, denn die These vom Aufbau des Sozialismus als der grundlegenden Aufgabe in der DDR war nicht von unten herangereift, sondern eine Überraschung Ulbrichts am 9. 7. 1952 in Berlins Werner- Seelenbinder- Halle von oben. Nach dem Konferenzende schloß sich die Mehrheit unserer Delegation Franz Hajtai an, der uns in seiner Pankower Wohnung mit verschiedenen Säften zu traktieren versprach. Es war schon spät und spürbar kalt, als wir uns auf den Heimweg machten. Herbert Spitzer, Edith Korth und ich strebten der Berliner Straße zu, wo ich jenen überreden konnte, besser den Bus zu nehmen. Edith Korth ließ es zu, daß ich ihre linke Hand in meiner rechten Manteltasche vor der Kälte schützte; aber schon am U-Bahnhof Vinetastrasse verabschiedete sie sich ebenso herzlich wie entschlossen, weitere Ritterdienste nicht zu beanspruchen. Ich stand einigermaßen verdattert da und verfolgte ihren zielstrebigen Gang, solange sie sich noch in meinem Blickfeld bewegte. Nicht ein einziges Mal hatte sie sich nach mir umgedreht. Also stieg ich zur U-Bahn hinab, fest entschlossen, mich auf den nächsten Aufbaueinsatz zu freuen.

Im Dozentenzimmer wurde ich eines Tages zufällig Zeuge, wie Edith Korth ihre Fachkollegin Edith Springer zu einem Kaffee zu sich nach Hause einlud. Ich war bemerkenswert kühn und äußerte einen ebensolchen Kaffeedurst, der erstaunlicherweise sogar akzeptiert wurde. Wir trafen uns also zu einer festgelegten Zeit vor dem Hause und spazierten die Neumannstraße hinunter, die damals noch über weite Strecken durch Laubengelände verlief; fast geradenwegs führte sie an der Wetterseestraße vorbei, wo Edith Korth seit dem Februar 1952 in der Nr. 10 ihre eigene kleine Dreizimmerwohnung hatte, die sie mit ihren beiden Kindern und der Mutter teilte. Wir saßen in dem einzigen großen Zimmer mit Balkon. Im Verlaufe des Gesprächs erfuhr ich einige Grunddaten ihres Lebens. Der Vater ihrer Kinder war bereits in den ersten Tagen nach Ausbruch des Krieges gefallen, so daß die jüngere Tochter schon vaterlos geboren wurde. Ihre Heimat war das hinterpommersche Naugard, heute Nowogard, mit seiner weitgefaßten Umgebung. Ihr Mann Werner Korth war wie ihr Vater Gustav Schumann ein Lehrer, und ihre Mutter war eine

Lehrerstochter in der dritten Generation. Der Krieg hat Edith Korth unendliches Leid zugefügt; am Ende stand die Vertreibung. Im Mecklenburgischen begann sie 1945 ihren Neuanfang mit einer dreiwöchigen Schulhelferausbildung. Als Leiterin der von ihr aufgebauten Zentralschule in Siedenbollentin kam sie nach Berlin und trat hier am 1.9.1951 als Dozentin an der PH an. Ihr Schicksal rührte mich an, bewundernswert erschien mir ihre zupackende Tüchtigkeit, und ihr Frohsinn war ansteckend. Als ich ein andermal Edith Korth durch die Neumannstraße nach Hause begleitete, stürmten in der Wetterseestrasse ihre beiden Mädchen auf sie zu, die deizehnjährige Astrid und die zwölfjährige Dietlinde; jedes wollte das erste bei der Mutter sein, und die Mutter strahlte. Sie herzte ein jedes und stellte mich vor: "Das ist Herr Scheel!" Jedes streckte mir die rechte Hand entgegen, und wenn ich mich nicht sehr irre, war dies mit einem kleinen Knicks verbunden, ohne daß diese Förmlichkeit auch nur im geringsten den allgemeinen Frohsinn gemindert hätte.

Es verging noch einige Zeit nach der räumlichen Trennung von der Schönfließer Straße, bis der notwendige Magistratsbeschluss am 15.5.1952 gefaßt war, um der vorgesehenen und zum Teil auch schon erfolgten Strukturveränderung die gesetzliche Grundlage zu geben. Aus der PH wurde ein Institut für Lehrerbildung, das sich auf die Ausbildung von Grundschullehrern für die Unterstufe der allgemeinbildenden Schulen konzentrierte. Für eine Didaktikerin wie Edith Korth änderte sich mit dieser neuen Aufgabenstellung im Grunde nichts Wesentliches. Sie blieb selbstverständlich in der Kissingenstraße und wuchs mit den ihr gestellten steigenden Anforderungen: 1953 wurde ihr die persönliche Verantwortung für Einrichtung und Arbeit des methodischen Kabinetts für Fragen der Unterrichts- und Erziehungsarbeit im Institut übertragen; zusammen mit drei weiteren Kollegen aus der DDR verfaßte sie die Übungsstoffe für den Deutschunterricht im vierten Schuljahr, die 1954 vom Verlag Volk und Wissen unter dem Titel "Unsere Muttersprache" als allgemein verbindliches Lehr- und Lernmittel herausgegeben wurde. Meine Situation sah da ganz anders aus, und darüber haben wir beide ausgiebig gesprochen. Angesichts der reduzierten Aufgabenstellung sah ich im Lehrerbildungsinstitut für mein Fach Geschichte keine echte Perspektive mehr. Als ständiger Schwarzhörer war ich mit den Entwicklungstendenzen an der Universität zumindest im Bereich der Geschichtswissenschaften einigermaßen vertraut. Ich wußte also um die Einsicht, eine neue Deutsche Geschichte schreiben zu müssen, und um die Absicht, aus diesem Grunde

an den drei größten Universitäten, darunter natürlich in Berlin, neue Institute zur Geschichte des Deutschen Volkes zu installieren. An einer solchen Aufgabe mitzuarbeiten, reizte mich ungemein.

Professor Dr. Heinz Kamnitzer, Leiter dieses neuen Instituts, war mir Schwarzhörer aus seinen Vorlesungen schon bekannt; er sprach interessant und ein ausgezeichnetes Deutsch. Als seine Hörerin erschien sehr oft Johanna Grotewohl, die junge Frau des Ministerpräsidenten, eine reizvolle Erscheinung mit ihren hohen Stöckelschuhen, die damals noch - ich erfuhr es sehr viel später aus ihrem Munde - einen Hochschulabschluß angestrebt hatte. Gelegentlich gewährte Kamnitzer ihr nach der Vorlesung eine kurze Privatkonsultation, wenn ein derartiger Wunsch bei ihr erkennbar war. Meine Bitte, in seinem Institut als Mitarbeiter tätig zu werden, war mir zu schwergewichtig, um sie im Stehen mit ihm zu bereden. Ich griff zum Telefon, wählte die Rufnummer des Instituts, nannte mein Anliegen und bat um einen Gesprächstermin. Auf der anderen Seite der Leitung sprach ein Köpstein, der auch sofort für Anfang Juli einen Termin mit mir aushandelte. Es war dann nicht Heinz Kamnitzer, mit dem ich verhandelte, sondern eben jener Horst Köpstein, der - ein Dutzend Jahre jünger als ich - nach Abschluß seines Geschichtsstudiums auch erst seit einigen Monaten an diesem Institut als geschäftsführender Assistent arbeitete. Er war ein angenehmer Gesprächspartner, der mich sehr bald akzeptierte und mir versicherte, daß meine Bewerbung in Kürze positiv entschieden würde. Und so geschah es dann auch. Nach meiner Kündigung bei der PH zum 15.7.1952 als Dozent begann ich meine Tätigkeit bei der Humboldt-Universität am 16.7.1952 als wissenschaftlicher Assistent beim Institut für Geschichte des deutschen Volkes.

An der Universität

Es waren heimische Gefühle, die mich vor allem bewegten, als ich erneut eine Arbeit in meiner alten Alma Mater Berolinensis aufnahm. Gewiß, es gab noch schlimme Spuren des Krieges, aber wenn man, von den Linden kommend, das Tor passierte und auf den

Mittelbau zuschritt, grüßte einen wie eh und je von der Linken her der mächtige Ginkgo biloba mit seinen tief hängenden Zweigen. Ich begrüßte ihn und holte mir von ihm eins seiner Blätter, um es in das Buch Suleika von Goethes Westöstlichem Diwan zu legen, wo ich es mit Sicherheit wiederfinden würde, um es gegebenenfalls als Boten auf den Weg schicken zu können. Im ersten Stock des Ostflügels stand ich dann vor meinem einstigen Historischen Seminar, das mir von damals noch bis in die kleinsten Dinge völlig gegenwärtig war: Hinter der Tür zur Linken nach einer schmalen Kaffeeklappe unser Assistentenzimmer und zwei, drei Nasenquetschen für die Herren Professoren, zur Rechten neben der Treppe zum eingezogenen Zwischengeschoß der Raum meines einstigen Chefs A. O. Meyer und dann geradeaus die hervorragend bestückte Bibliothek. Es hatte sich in den Dutzend Jahren, die ich inzwischen anderswo verbracht hatte, einiges verändert: Es gab keine Kaffeeklappe mehr und keinen Seminardiener; die Tür zu A. O. Meyers Zimmer war zugemauert, um den Raum an ein benachbartes Institut abzutreten. Aber die Gesamtatmosphäre berührte mich ausgesprochen heimisch, insbesondere natürlich dank der Bibliothek mit ihren vielen Zeitschriftenreihen, ungezählten Lexika, der Allgemeinen Deutschen Biographie, dem sechzigbändigen Wurzbacher und den wuchtigen Folioformaten der Monumenta Germaniae Historica, die den Eintretenden als erste begrüßten.

Der Plan zur Gründung solcher Institute für die Geschichte des deutschen Volkes in Berlin, Leipzig und Halle war Anfang 1952 gefaßt worden. Die organisatorischen Vorbereitungen in Berlin zogen sich bis Mitte des Jahres hin. Das Protokoll der Fakultätssitzung vom 7. 5. 1952 vermerkte, daß das Staatssekretariat Prof. Dr. Alfred Meusel als Direktor des neugegründeten Instituts bestätigt hat. Prof. Dr. Heinz Kamnitzer wurde gleichzeitig als sein Vertreter mit dem ausdrücklichen Zusatz benannt, bei

Abwesenheit Meusels die Direktionsgeschäfte zu führen. Ganz offensichtlich hatte man bei der Vielfalt der Verpflichtungen Meusels nur mit seinem Namen operieren wollen, aber de facto auf Kamnitzer gesetzt. Und so war es dann auch. Im Rahmen des alten Historischen Seminars war unserem Institut das gesamte Zwischengeschoß mit einer beachtlichen Zimmerflucht zugeordnet, die wir erst im Laufe der Zeit zu füllen vermochten. Der Chef Heinz Kamnitzer hatte sich in die hinterste Ecke zurückgezogen, die am ungestörtesten war. Im kleineren Nebenraum arbeitete seine Sekretärin, die ebenso tüchtige wie ansehnliche Barbara Grimm, die seine sehr sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen so abzutippen hatte, daß nicht mehr als zehn Zeilen auf einen DIN A-4 Bogen gelangten; mit seinen Augen stand es nicht zum besten, und einen Versprecher in seinem Vortrag gestattete er sich nicht. Er war in erster Linie Essayist und Schriftsteller; daß er schließlich an der philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin mit einer historischen Arbeit zur Vorgeschichte des Bauernkrieges promovierte, war zwar nicht abwegig, aber keineswegs zwingend. Der zur Macht gelangte Nazismus hat den 1917 Geborenen schon sechzehnjährig in die Flucht getrieben, zunächst nach England, dann nach Palästina, von dort zurück und interniert in Kanada - überall mit Entbehrungen ringend und glücklich nur dann, wenn er seine Feder nutzbringend in den Kampf gegen den Hitlerismus einzusetzen vermochte. Daß er, der 1946 zurückgekehrte Emigrant, in dem einstigen Aachener Professor Dr. Alfred Meusel, der ebenfalls aus englischer Emigration kam und im November 1946 in Berlin zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt worden war, seinen geeignetsten Lehrer suchte und fand, konnte ebensowenig verwundern wie - angesichts des riesigen Mangels an ausgewiesenen antifaschistischen und promovierten Kräften - seine schnelle Berufung zum Professor. Im Grunde genommen waren alle, die 1952 zur Erstausstattung des Instituts für die Geschichte des deutschen Volkes gehörten, durch die Bank junge Leute und im Hinblick auf die eigene wissenschaftliche Leistung ebenso mehr oder weniger Anfänger. Mit meinem Jahrgang 1915 war ich der älteste und überflügelte sogar noch unseren 1917 geborenen Chef. Alle anderen hatten in der Regel ihr Studium vor nicht allzu langer Zeit gerade abgeschlossen und fingen an, sich Gedanken über die Promotion zu machen.

Die Aufgaben, die vor uns standen, waren so geartet, daß ich noch heute den Mut und die Zuversicht bestaune, mit denen wir uns an ihre Bewälti-

gung wagten. Zunächst mußte die Hauptvorlesung gesichert werden, für die Zuarbeiten zu leisten waren; das galt nicht nur für die begleitenden Seminare, sondern auch für die den Chef zwangsläufig überfordernde Vorlesungstätigkeit selbst. Zum zweiten stand die mit der Institutsgründung unmittelbar verbundene wissenschaftliche Aufgabe, einen maßgeblichen Beitrag zu liefern, der sich in das republikweit angegangene Unternehmen eines neuen Lehrbuchs der deutschen Geschichte einfügen sollte. Vorsitzender des Autorenkollektivs war Alfred Meusel, der auch als Herausgeber fungierte - und das nicht nur dem Namen nach; er war ein unnachsichtiger Kritiker, der selbst stilistische Mängel nicht durchgehen ließ. Kamnitzer und sein Institut standen für den Abschnitt Deutschland von 1789 bis 1815. Für mich persönlich kam noch dazu, daß ich aus verschiedenen Gründen meine Beziehungen zur Volksbildung nicht radikal abbrach. Es war mir unmöglich, meinem alten Mitstreiter aus Hauptschulamtstagen Erich Hutzelmann nicht die erbetene Unterstützung zu gewähren, als ihm, dem Dozenten für Methodik des Geschichtsunterrichts im Pädagogischen Kabinett von Groß- Berlin, Mauerstraße 53, der gesamte Ausbau der Weiterbildung auf diesem Gebiet über das Fernstudium zugeordnet wurde. Ich ließ ihn nicht im Regen stehen und übernahm eine Gruppe Fernstudenten, die ich in regelmäßigen Konsultationen bis Mitte 1954 betreute. Seit Beginn 1952 gehörte dieser Gruppe auch Edith Korth an, deren Förderung mir besonders am Herzen lag und die dann auch nach einem vierzehntägigen Vorbereitungslehrgang im Juli 1954 das Staatsexamen in Geschichte mit Glanz bestand. Diese zusätzliche Arbeit wurde zwar nicht fürstlich belohnt, aber der Zuverdienst kam dennoch gelegen. Ich hatte den Gehaltsverlust beim Übergang vom Dozenten an der PH zum Assistenten an der Universität bewußt in Kauf genommen, aber er zwang mich dennoch zum Rechnen. Der Vater, zehn Jahre älter als meine Mutter und immer um deren Zukunft besorgt, hatte bei der Prüfung ihrer Unterlagen festgestellt, daß ihr noch knappe drei Arbeitsjahre fehlten, um mit 60 Jahren einen eigenen Rentenanspruch anmelden zu können; also tauschten beide um die Jahreswende 1950/51 ihren Wohnsitz in der Admiralstraße 23 mit dem in der Gernotstraße 37. Sie zogen in unsere unmittelbare Nähe in den Ostsektor, und ich fungierte als Arbeitgeber meiner Mutter, für deren Haushaltshilfe ich die entsprechenden Beträge an die Sozialversicherung abzuführen hatte. Meines Vaters Rechnung ging auf; ab April 1953 bezog sie ihre Altersrente. Zudem war ihre neue Wohnung ungleich geräumiger, besaß erstmals ein eigenes WC und einen sonnigen Balkon.

Die allerersten Vorstellungen über Aufgaben und Arbeitsweise des zu gründenden Instituts, von Kamnitzer bereits im Februar 1952 zu Papier gebracht, waren naturgemäß noch sehr allgemein gehalten; sie legten den Schwerpunkt auf die Erforschung der demokratischen und nationalen Bewegungen im Volke, die bis ins Mittelalter zurück aufzuspüren wären. Ende März benannte er Harig, dem Staatssekretär für das Hochschulwesen, bereits über ein Dutzend potentielle Mitarbeiter, mit denen er die Arbeit aufnehmen könnte. Der einzige Promovierte unter ihnen war Fridjof Sielaff, der als Hauptassistent die Abteilung Feudalismus I übernehmen sollte. Für die Abteilungen Feudalismus II, Neuzeit I und Neuzeit II standen ausschließlich Kandidaten zur Verfügung, die eben erst ihr Examen abgeschlossen hatten oder es in wenigen Monaten ablegen würden. Genannt wurden Horst Köpstein, Wolfgang Woywodt, Rudi Berthold, Harald Müller, Günther Westphahl, Percy Stulz, Horst Schötzki und Günther Rose. Bis auf Dr. Sielaff - ein entschiedener Antinazi und sehr eigenwilliger Charakter, ein druckreif redender exzellenter Mediävist und anspruchvoller Leiter ungezählter Proseminare, aber ohne eine seiner Gelehrsamkeit auch nur entfernt entsprechende Publikationsliste - gehörten alle anderen Genannten Mitte 1952 dem Institute an. Möglicherweise war ich der neunte, aber vielleicht machte ich erst das Dutzend voll, denn um diese Zeit herum stießen auch noch die Absolventen Klara Alexander, Günter Schmidt, Horst Haake, Hans Lohmann und Werner Mast dazu. Last not least gehört den Gründungsmitgliedern auch Lieselotte von Ehrenwall zugezählt, Jahrgang 1911, Mutter zweier heranwachsender Söhne, kein alter Adel, von ihrem Namensspender längst geschieden und ohne besondere Neigung zur Geschichte. Ich entsinne mich noch deutlich unserer Verwunderung darüber, daß sie ihre Bewerbung durch eine Empfehlung von Theodor Brugsch, einer Koryphäe der Charité, erhärtete; das imponierte ungemein. Wir erwarben mit ihr eine hervorragende Verwaltungskraft mit gepflegten Manieren, selbstbewußt und dabei freundlich, diszipliniert und hilfsbereit.

Ein Versuch Horst Köpsteins vom 28. 8. 52, die wissenschaftliche und organisatorische Arbeitsweise schriftlich zu fixieren, um die bis dahin geübte Praxis überschaubarer zu machen, bestätigt eindeutig, daß wir noch keineswegs so weit waren, wirkliche Schwerpunkte zu setzen, sondern in der Furcht vor Versäumnissen alles zugleich und mit gleicher Kraft angingen. Das Ergebnis war die Überforderung eines jeden. Der deutsche Bauernkrieg beispielsweise, als langfristige Forschungsarbeit

ausgewiesen, sollte zwar in Teilthemen angegangen werden, aber jedes von ihnen blieb dabei so weit gefaßt, daß es - selbst als Promotionsschrift angelegt - noch immer hoffnungslos ausgeufert wäre. Der vorgesehenen Besprechungen und Beratungen im großen, im kleinen und im engsten Kreise gab es kein Ende. Offensichtlich in der Vorstellung, auf kraftsparende Weise eine reiche wissenschaftliche Beute einzubringen, sollten alle einschlägigen Seminar- und Examensarbeiten mit dem Ziel ihrer Publikation geprüft und auch überarbeitet werden. Auf der anderen Seite fühlte man sich moralisch verpflichtet, Studenten mit unzureichenden Zwischenprüfungsergebnissen besondere Hilfen zu gewähren. Der eigenen Qualifikation sollten häufige Colloquien dienen, für die Wissenschaftler unterschiedlichster Provenienz zu gewinnen waren. Umgekehrt gingen wir viel zu viele Verpflichtungen ein, um unser spezifisches Wissen gesellschaftlich nutzbar zu machen, indem wir z.B. dem FDJ-Zentralrat bei der Entwicklung von Lehrmaterialien Hilfe zu leisten versprachen oder den Patenbetrieb der Humboldt-Universität, Bergmann- Borsig, unentwegt mit Angeboten bedrängten, um der dortigen Kulturarbeit auf die Beine zu helfen. Derartige Bemühungen waren sehr zeitraubend, und ihre Ergebnisse standen in keinem vertretbaren Verhältnis zum Aufwand. Kurzum, wir waren auf dem besten Wege, uns restlos zu verzetteln und dabei selbst zu zerfleddern.

Der erste, der mit gutem Grund das Handtuch warf, war unser Chef Heinz Kamnitzer. Es liegt das Protokoll einer Besprechung vom 18. 12. 1952 vor, an der neben Kamnitzer, mir, Berthold, Köpstein und Klara Alexander als Parteiorganisator unserer Gruppe auch Ernst Diehl teilnahm - schon damals innerhalb des Apparats des ZK der SED für die Geschichtswissenschaft verantwortlich. Punkt I der Tagesordnung lautete: Bekanntgabe des Arztbefundes über Kamnitzer. Es folgten Überlegungen, wie der angeschlagene Chef noch belastet werden könnte und entlastet werden mußte. Unter Punkt III hieß es: "Ernst Diehl ist damit einverstanden, daß Heinz Scheel offiziell die Vertretung von Professor Kamnitzer als Leiter des Instituts übernimmt; er trägt die Hauptverantwortung im Institut und nach außen. Bei der Bewältigung dieser Arbeit stehen ihm in wissenschaftlicher und organisatorischer Hinsicht die Gen. Stulz, Berthold, Schötzki und Köpstein zur Seite. Diese Regelung gilt bis Ende März 1953." Im Punkt IX ist Diehls Einverständnis vermerkt, daß die genannten fünf Assistenten den Rang von Oberassistenten erhalten sollten, was ich dann in der Tat mit Wirkung vom 1. 1. 1953 auch durchsetzen konnte. Dieser Vorgang brachte Kamnitzer einige Erleichte-

rungen, aber veränderte noch keineswegs die Arbeitsweise des Instituts. Die Vorstellungen, die Diehl bei dieser Gelegenheit über die Fertigstellung der Lehrbucharbeit von sich gab, erinnerten an eine nur im Laufschritt zu bewältigende Strecke: Abschluß der den Mitarbeitern zugewiesenen Teilthemen bis Ende Januar; nach Besprechung und erneuter Überarbeitung endgültige Fertigstellung im Mai; auf dieser Basis schriftliche Fixierung der komprimierten Gesamtdarstellung im Sommer; ab November Beginn der Diskussion der Lehrbuchentwürfe. Ganz offensichtlich wurde damals die Diskussion als eine besonders ertragreiche Methode für den Erkenntniszugewinn betrachtet und gepflegt; sie erschien als die Verkörperung des angestrebten sozialistischen Kollektivgeistes. Dabei kamen die individuell erbrachten und sorgfältig belegten Forschungsleistungen als unabdingbare Voraussetzung für eine gute Diskussion sehr leicht zu kurz. Hier lag unser Schwachpunkt; ihn zu erkennen und ihn zu überwinden, lehrten uns Erfahrungen, die nicht ohne Blessuren abgingen.

In der Zeit, da ich im Institut kurzfristig das Zepter schwang, realisierten wir z. B. die noch von Kamnitzer im Dezember geäußerte Schnapsidee, über die Problematik des Landsturms im Kriege 1812/13 einen Experten zu befragen, den er in dem Schriftsteller Ludwig Renn vermutete. Wer, wenn nicht er, der sächsische adlige Offizier und antifaschistische Spanienkämpfer, war hier gewinnbringend für uns auszuschöpfen! Telefonisch hatte ich über seinen Sekretär die grundsätzliche Bereitschaft erwirkt und am Ende auch einen Termin ausgehandelt, an dem die Veranstaltung steigen sollte. Ich fand mich rechtzeitig am Haupttor der Universität ein, um ihn zu unserem Institut zu geleiten und ihn schließlich der vollzählig versammelten Mannschaft vorzustellen. Die Tür öffnete sich noch einmal, und Prof.Dr.Alfred Meusel, begleitet von seiner klugen Mitarbeiterin Frau Dr.Gerda Grothe, betrat - alle überraschend - unbewegten Gesichts als Hörer den Raum. Ich lobpreiste diesen Gast nicht im besonderen, aber verneigte mich achtungsvoll. Wohl war mir dabei gar nicht; und auch Renn erschien mir anfangs irritiert, bevor er sich von seiner Darstellung des Einfalls Napoleons in das weite und unwegsame Rußland forttragen ließ. Er sprach ausführlich und sehr anschaulich über all die Schwierigkeiten, die allein bei pausenlosem Regen den Vormarsch allgemein und den Transport der von Pferden gezogenen Geschütze im besonderen begleiteten; Räder zerbarsten oder versanken im Schlamm der aufgeweichten Trasse; den Marschierenden wurde das Letzte abverlangt.

Natürlich war das noch ein Kinderspiel verglichen mit dem Rückmarsch. Kurzum, der Krieg war schlimm und bedeutete für Napoleon den Anfang seines Endes. Renns Rede, mit Verve und viel Phantasie vorgetragen, leistete zur Klärung unserer Probleme faktisch nichts, aber gab Meusel, der sich als erster zu Wort meldete, Gelegenheit, seinem Kollegen für die Vielzahl neuer Erkenntnisse zu danken, die er ihm vermittelt hätte. Beispielsweise hätte er bislang gemeint, daß der Kaiser - wie später auch Hitler - den Krieg mitten im Sommer nach dem Osten trug, wo man zu dieser Jahreszeit kaum im Morast versinken, sondern eher verdursten konnte; im übrigen käme ja beides auf dasselbe hinaus. Unbewegten Gesichts nahm Meusel den Vortragenden auf diese Weise genüßlich und gründlich auseinander, daß mir als Versammlungsleiter Hören und Sehen verging. Natürlich hatte nach Meusels Verriß kein Zuhörer mehr den Mut, an Renn noch irgendeine Frage zu richten, so daß mir nur noch übrigblieb, mit einem Dank an den Referenten unsere Zusammenkunft zu schließen. Als ich Renn wieder vor das Haus zu seinem Wagen geleitete und dabei irgendwelchen verlegenen Unsinn redete, gestand er mir wörtlich: "Ich spreche vor Historikern nicht so gern; die wissen immer so viel." Ich wäre am liebsten in den Erdboden versunken.

Diehls vorgegebener Zeitplan für die Arbeit am Lehrbuchabschnitt purzelte schon unter meiner Ägide ein erstesmal zusammen: Statt der Vorlage aller Teilthemen bis Ende Januar konnten wir bis Ende Februar ganze sechs zur Kenntnis nehmen; meine eigene Zuarbeit lag erst am 27.Februar vor. Die Qualität unterschied sich natürlich ganz beträchtlich. Am Schwanz bewegte sich Werner Mast, dem es ausreichte, den von Schulthess herausgegebenen Europäischen Geschichtskalender auszuschreiben, um der Konterrevolution des deutschen Absolutismus bis zum Baseler Frieden eine umfassende Gestalt zu verleihen. Aus ihm ist dann auch nie ein Historiker geworden; und er war nicht der einzige aus unserer Schar, von dem dies gesagt werden muß. Eindeutige Verstärkung erfuhren wir jedoch im Verlaufe des Jahres 1953 durch die Berufung von Karl Obermann und die Einstellung von Edith Ruppel-Hoerisch. Karl Obermann, Jahrgang 1905, von seinem ersten Lebensjahr an von einem Bronchial-Asthma geplagt und darum gleichsam schon zum Bücherwurm geboren, wuchs in Köln mit der Wandervogelbewegung auf, wobei er als Arbeitersohn in den zwanziger Jahren folgerichtig nach links abdriftete und Ende 1931 bei der SAP landete. Aus einer Kurieraufgabe, die ihn 1933 per Rad über Berlin, Hamburg, Holland, Belgien bis ins Saarland führte, wurde schließlich die endgültige Emigration, zunächst in Paris und

dann - nach üblen französischen Internierungen 1939/40 - ab 1941 in New York. Dort wie hier hielt er sich mit publizistischer Arbeit über Wasser, die sich seit 1936 zunehmend historischen Themen zuwandte, die sich als Beiträge zum antifaschistischen Kampf eigneten. 1946 nach Deutschland zurückgekehrt, begann er wieder als Publizist, aber drängte mit Allgewalt zur Forschung und legte zur hundertjährigen Wiederkehr der 1848er Revolution eine umfangreiche Sammlung zeitgenössischer Dokumente vor, die weite Verbreitung erfuhr und ihm schließlich zu einem Lehrstuhl an der Potsdamer Pädagogischen Hochschule verhalf. Von dort kam er in der ersten Jahreshälfte 1953 mit Doktorhut und Professorentitel an unser Institut; als Lehrbuchautor brachte er die Verpflichtung mit, den an Kamnitzer anschließenden Zeitraum von 1815 bis 1848 zu bearbeiten. Edith Ruppel, Mutter zweier Söhne und verheiratet mit dem Kunstkritiker Hoerisch, wurde nicht gerufen, sondern brachte sich selbst ein, indem sie - damals noch im Deutschen Friedensrat tätig - in einem Gespräch mit Meusel ihr Interesse an einem eigenen Aufgabengebiet im Rahmen unseres Instituts äußerte. Sie war bereits promovierte Historikerin und im Kriege als solche in dem Institut Egmont Zechlins, Professor für Überseegeschichte und Kolonialpolitik an der Berliner Universität, tätig gewesen. Ich kannte Zechlin noch aus meinen Studententagen und wußte jetzt immerhin auch, daß er mit Arvid Harnack befreundet gewesen war. Am 15. April bat sie Kamnitzer um eine Rücksprache, und im Juni erschien sie bereits als Oberassistentin in den Akten unseres Instituts.

So auch in den Akten, in denen sich die Auffassungen der Mitarbeiter des Instituts zu den Ereignissen rund um den 17. Juni wiederspiegeln. Von lauten Protesten gegen die regierungsamtlich verkündete zehnprozentige Erhöhung der Arbeitsnormen hatte ich am Vortag noch nichts mitbekommen. Als ich jedoch am 17. wie üblich die U- Bahn benutzte, die mich von Lichtenberg in die Stadtmitte brachte, hörte ich mehrfach die Frage laut werden, ob es auch heute Rabatz geben würde; Auskunft erwartete man vornehmlich von aussteigenden Fahrgästen, von denen man annehmen konnte, daß sie den Baustellen in der Stalinallee zustrebten. Niemand wußte etwas, und jeder zuckte nur mit den Schultern. Mein Ziel an diesem Vormittag war nicht unmittelbar die Universität, sondern eine mir nicht mehr gegenwärtige Parteiinstitution, die mich zu sprechen wünschte. Eine Frau saß mir dort gegenüber, die einzig und allein meine Beziehungen zu Hans Lautenschläger interessierten, meinem alten Schulfreund aus Scharfenberger Zeiten und aktiven Mitstreiter im Widerstand, der einigen be-

sonders wachsamen Genossen verdächtig zu sein schien, weil er der Vollstreckung des von den Nazis über ihn verhängten Todesurteils entgangen war und statt dessen munter fortlebte. Er war in ein Bewährungsbataillon gelangt, übergelaufen und schon 1945 aus sowjetischer Gefangenschaft nach Berlin zurückgekehrt. Es erschien mir ohnehin einigermaßen hirnrissig, hier Verdächtigungen nachzugehen. Der Gipfel an nicht mehr zu übertreffender Borniertheit wurde erreicht, als man damit noch fortfuhr, obwohl sich draußen schon Ungewöhnliches tat. Ich machte kurzen Prozeß und begab mich zur Universität.

Hier traf ich auf Kamnitzer und andere Mitarbeiter unseres Instituts. Niemand wußte irgendetwas Genaues, und so kamen einige überein, auf die Straße zu gehen, um sich kundig zu machen. Unter den Linden trafen wir vor der Staatsbibliothek auf eine lockere Gruppe, in der von streikenden Bauarbeitern in der Stalinallee geredet wurde. Da nirgendwo Polizei zu sehen war, schloß Kamnitzer ebenso naiv wie messerscharf, daß bei einer solchen Arbeiteraktion in einem Arbeiterstaat die Polizei auch nichts zu suchen hätte. Solch Traumgebilde zerrann, als ein Trupp von ein- bis zweihundert Mann von der Schloßbrücke heranrückte, die ganz offensichtlich Rabatz machen wollten. Jetzt suchten wir Werner Tzschoppe auf, den Parteisekretär der Universität, in der Hoffnung, von ihm ins Bild gesetzt zu werden und von ihm zu erfahren, was wir in dieser Situation tun sollten. Wir waren nicht die einzigen, die ihn bedrängten. Er hing am Telefon, dem Tropf der Berliner Landesleitung, die ähnlich hilflos war wie er. Immerhin war er einverstanden, daß wir hinter den Gittertoren Posto faßten, um das Universitätsgelände vor dem Eindringen ungebetener Gäste zu sichern. Das langte uns nicht, und so unternahmen wir - etwa 150 Mann stark - den Versuch, Unter den Linden auf der Höhe der Kommode in Richtung Schloßbrücke eine Gegendemonstration zu formieren. Als eine etwa dreimal stärkere Menge von Demonstranten auf der anderen Seite mitbekam, was sich bei uns tat, lösten sich aus dem Haufen an die 50 bis 100 junge Burschen in der klar erkennbaren Absicht heraus, uns auseinanderzudreschen. Wir dachten überhaupt nicht daran, uns prügeln zu wollen, und stoben vor der Übermacht auseinander. Ein älterer Arbeiter warnte die Burschen immer wieder, sich nicht provozieren zu lassen und keine Gewalt zu gebrauchen. Vergebens! Da die Auseinanderstiebenden kein rechtes Ziel mehr abgaben, stürzten sich die Rauflustigen auf das am Straßenrand stehende unschuldige Auto, das mit viel Geschrei umgestoßen wurde und in Flammen aufging. Nach einiger Zeit, die ich aber nicht mehr genau bestimmen kann, tauchten Unter den

Linden einige sowjetische Kleinkraftwagen auf, etwas größer als die amerikanischen Jeeps; vorn der Fahrer mit dem Beifahrer, dahinter auf zwei gegenüber stehenden Bänken je drei sowjetische Soldaten mit Stahlhelm und einer Kalaschnikow im Schoß. Von oben und von den Seiten dienten ihnen die straff gespannte Zeltbahn als Schutz, nach hinten blieb sie aufgeknöpft, um etwas von der bewaffneten Kraft sehen zu lassen. Die Wagen fuhren im Tempo eines Fußgängers, machten also keinerlei Anstrengungen, irgendwelche Ansammlungen zu zerstreuen. Man gab ihnen den Weg frei und ließ sie ihre langsamen Bahnen ziehen. Es waren einzelne junge Leute, die - allerdings ohne jedes Geschrei, sondern eher klammheimlich - die sowjetischen Soldaten von hinten durch die aufgeknöpfte Zeltbahn mit kleinen Steinen bewarfen, um danach sofort unterzutauchen. Als ich diesen Vorgang bemerkte, fragte ich mich, wie lange die stoische Ruhe andauern könnte, mit der die Soldaten solche Übergriffe quittierten. Ganz offensichtlich hatten sie den strikten Befehl, sich in Engelsgeduld zu üben.

Die Mittagszeit war längst erreicht, ohne daß von der Parteileitung der Universität irgendwelche Aktivitäten von uns angefordert worden wären und ohne daß die allgemeine Szenerie in unserem Blickfeld - das umgekippte und ausgebrannte einzelne Auto auf der anderen Straßenseite ausgenommen - sich wesentlich geändert hätte. Ich befand mich mit vielen Universitätsangehörigen auf dem den Linden zugewandten Vorhof, als uns der Ruf: "Die Panzer kommen!" von der Schloßbrücke her schon erreichte, ohne daß wir die entsprechenden Geräusche vernahmen. Doch das änderte sich in Minutenschnelle. Mit beträchtlicher Geschwindigkeit preschte ein Panzer heran mit einem hohen sowjetischen Offizier, der bis zur Hüfte aus der Einstiegsluke herausragte, um mit beiden Armen - in einer Hand seine Schirmmütze - heftig gestikulierend und lachenden Gesichts seine Friedfertigkeit zu demonstrieren versuchte. Und in der Tat: Die nicht vorher schon das Weite gesucht hatten oder abgetaucht waren, sondern sich weiterhin am Straßenrand aufhielten oder wie wir vom Vorhof der Universität aus die Ereignisse verfolgt hatten, winkten mit Heftigkeit zurück und grüßten die Sowjets, die den wirren Unruhen ein Ende setzten, von denen keiner wußte, worauf sie hinauslaufen sollten.

Gewiß, mit dem Eingreifen der sowjetischen Truppen, die den Belagerungszustand verkündeten, war für uns die Wiederherstellung der Ruhe überhaupt keine Frage mehr. Was uns jetzt umtrieb, waren ganz andere Fragen: Wie konnte es zu solchen Unruhen kommen? Wie hatten sich

Partei und Regierung in dieser Situation verhalten? Welche Lehren insbesondere waren aus diesem Debakel zu ziehen? Der Tod Stalins vor einem guten Vierteljahr hatte mich damals im Auditorium Maximum das Wort zu nehmen veranlaßt; in das Zentrum meines Beitrages hatte ich ein Zitat aus seinem Toast gestellt, den er bei dem festlichen Empfang zu Ehren der Befehlshaber der sowjetischen Armee am 24. Mai 1945 ausbrachte. Darin ging er von dem Tatbestand aus, daß die Regierung nicht wenig Fehler gemacht hätte und 1941/42 Momente einer verzweifelten Lage bestanden. Ein anderes Volk hätte der Regierung sein Vertrauen entziehen und vor Deutschland kapitulieren können. Nicht so das russische Volk! "Dem russischen Volk sei für dieses Vertrauen gedankt!" Ich sah damals in diesen Worten die bewundernswerte Bestätigung der "höchsten Bescheidenheit des großen Funktionärs, der, weil er die gewaltige Verantwortung trägt, weiß, daß er nichts ist ohne die Masse, die ihm die Verantwortung übertrug". Irgendetwas auch nur entfernt damit Vergleichbares, das der Partei und Regierung wenigstens ein Minimum an Respekt abverlangen könnte, hat es tatsächlich rund um den 17. Juni 1953 nicht gegeben. Die frühste schriftliche Äußerung, zu der sich unser Institut für Geschichte des deutschen Volkes in diesem Zusammenhang entschloß, trägt das Datum vom 19.Juni, ist auf einem Kopfbogen des Instituts niedergeschrieben und besteht aus zweieinhalb Seiten. Sie lautet:

"Am 19. Juni 1953 nahmen die Mitarbeiter des Instituts für Geschichte des deutschen Volkes, Studenten des 1. Studienjahres, Parteilose und Parteimitglieder, zu den letzten Ereignissen folgendermaßen Stellung:

I. Wir stimmen den Maßnahmen des Politbüros und des Ministerrates zu, daß durch die Dokumentation der Kraft und Macht unseres Staates alle Provokationen zurückgeschlagen und Ruhe und Ordnung gesichert werden. Die Ruhe und vor allem das Vertrauen zur Regierung können aber nicht nur dadurch hergestellt werden. Dazu ist vor allem nötig, daß die ehrlichen, mit berechtigten Forderungen demonstrierenden Arbeiter, die sich von den faschistischen Provokationen distanziert haben, von unserer Regierung, der Partei und der Presse die volle Wahrheit hören und mit wirklichem Vertrauen behandelt werden.

II. Die letzten Leitartikel, Kommentare und die Linie unserer Argumentation zu den Ereignissen des 16. und 17.Juni in Berlin sind unbefriedigend; z. B. "Tägliche Rundschau" vom 19. Juni, Leitartikel: "... die große Masse der 'Demonstranten' waren mehrere Tausend aus Westberlin

geschickte faschistische Unruhestifter und Rowdies." Diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen. Die Mehrzahl der Demonstranten waren Arbeiter, die sich von den Provokationen distanzierten. Diese Arbeiter fühlen sich, als Unruhestifter und Rowdies von unserer Presse beschimpft, mit Recht in ihrer Ehre gekränkt. Man darf die Arbeiter nicht wie dumme Kinder betiteln, die "sich schämen" sollten u.a.m. Wer hatte sich denn eigentlich entfernt? Die Arbeiter von der Regierung und der Partei oder umgekehrt? Wir sind der Meinung, daß die Kennzeichnung und Bekämpfung der Provokation **ständig** mit einer Selbstkritik Hand in Hand gehen muß.

III. Wir stimmen dem Gedanken des Leitartikels des "Neuen Deutschland" vom 19. Juni zu, daß es jetzt zuerst darauf ankommt, den zurückgeschlagenen Gegner zu verfolgen, die Provokateure zu verhaften und streng zu bestrafen. Erst dann werden die nötige Ruhe und Ordnung wiederhergestellt sein, die eine gründliche Diskussion über die Ursachen der Fehler der Regierung und der Partei ermöglichen. Zur Wiederherstellung der Ruhe und des Vertrauens ist es nötig, daß nicht in dem Maße, wie es noch meist geschieht, die Unzufriedenheit, die der Provokation eine Basis gab, in den Hintergrund gedrängt wird.

Wir hatten eine **sofortige** Erklärung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und der Regierung erwartet:

Partei und Regierung haben Fehler gemacht. Arbeiter haben sich gegen diese Fehler gewandt, worauf die Regierung ihre Politik revidierte. Faschistische Provokateure nutzten diese Unstimmigkeiten aus, um die bevorstehenden Verhandlungen zur Herstellung der Einheit Deutschlands und um die Sicherung des Friedens in Europa zu verhindern. Jetzt werden wir alle Unruhestifter verhaften und streng bestrafen. Dann werden wir eine gründliche Diskussion über die Ursachen unserer Fehler durchführen.

IV. Wir fassen zusammen: Aus ernster Sorge um die Festigung des Vertrauens zwischen Regierung und Partei und der Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik fordern wir:

a) Keine halben Wahrheiten mehr! Die Provokationen der Faschisten sind die eine Seite; unsere Fehler und die daraus entstandenen Unzufriedenheiten der Arbeiter sind die andere.

b) Vertrauen kann man nur für die Regierung erwarten, wenn man selbst ein Vertrauen zur Arbeiterklasse durch offene Sprache dokumentiert.

c) Der Kritik am mangelnden Klassenbewußtsein der Arbeiter muß eine ernste Selbstkritik vorausgehen.

d) Keine Unterschätzung, daß sich in den Demonstrationen die Forderung für bessere Lebensbedingungen und für Gehör Ausdruck verschafft hatten, weil der gesetzliche Weg zu oft fruchtlos gewesen ist. Keine Unterschätzung, daß die Demonstrationen für diese Forderungen sich auf eine breite Sympathie in der Bevölkerung stützen konnten." (Univ.- Archiv, Phil. Fak. n. 1945, Nr. 85)

Die Diskussion im Institut ging sehr viel weiter, als es in diesem Entwurf einer gemeinsamen Stellungnahme zum Ausdruck kommt. Edith Ruppel z.B. nannte in ihrem Bericht vom 20. Juni jede Verschiebung der Ursachendiskussion einen bedenklichen Fehler. Lieselotte von Ehrenwall forderte in einer persönlichen Stellungnahme vom selben Tag: "Fort mit halben Wahrheiten in Presse und Rundfunk! Fort mit aller Schönfärberei! Fort mit jeglicher Demagogie! Her mit den Realitäten! Sorgt für eine schnelle Information der Bevölkerung!

...Schafft eine leichtere Atmosphäre dadurch, daß jeder in ehrlicher Absicht seine Meinung frei äußern kann, ohne Gefahr zu laufen, als angeblicher Feind des Staates und Provokateur verhaftet zu werden!" Horst Köpstein notierte am 1. Juli: "Unsere Institutionen betreiben eine Politik vom grünen Tisch mit dem Vokabular eines eingefleischten Leitartiklers." Horst Schötzki, aus dem später ein Journalist wurde, kritisierte am 3. Juli die Presse, ausschließlich als Sprachrohr der oberen Behörden zu agieren: "Zweifellos hat die Presse die Aufgabe, Beschlüsse der Regierung zu erläutern; aber sie hat gleichzeitig auch die Aufgabe, die Meinung der Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen... Die Bevölkerung hat ihre Meinungen, die Kollegen Journalisten haben ihre Meinungen auch; aber die Zeitungen haben offiziell keine, denn sie schreiben so gut wie nichts darüber." Pitt Stulz, der damals mit einer Tochter von Lothar Bolz - des Außenministers - verheiratet war, schrieb am 6. Juli an Otto Grotewohl einen sechs Seiten langen Brief, der folgende Grundaussage belegte: "Die entscheidende Ursache für die Entfremdung ist meines Erachtens darin zu sehen, daß wir den Massen gegenüber oft keine ehrliche Politik getrieben haben; anstatt offen vor sie hinzutreten, haben wir zum Teil versucht, durch demagogische Tricks und Beschönigungsversuche über Schwierigkeiten hinwegzutäuschen; anstatt zu überzeugen, haben wir Gewalt und Druck angewendet."

Die in den Punkten I und III unseres gemeinsamen Papiers einleitend formulierten Zustimmungserklärungen hatten rein opportunistischen Charakter und nützten rein gar nichts. Vielmehr erleichterten sie dem vermuteten, weil nicht präzis genannten Adressaten, das Ganze ad acta zu legen. Unsere Erklärung trägt den handschriftlichen und energisch unterstrichenen Vermerk auf seiner ersten Seite: "Nicht benutzt!" Wahrscheinlich noch im Verlaufe des Juli fand unter der Leitung des Universitätsparteisekretärs Werner Tzschoppe eine Versammlung der Grundorganisation der Historiker statt, auf der die Linie der Partei festgeklopft wurde, die da lautete: Der 17. Juni 1953 war ein faschistischer Putschversuch - Punktum. Widerspruch, der dabei natürlich nicht ausblieb, wurde schlicht zurückgewiesen. Mir wie dem Studenten Heiner Raßmus - beides gewählte Leitungsmitglieder der Grundorganisation Historiker - wurde unter der Hand angeraten, unsere Funktion niederzulegen. Solche persönlichen Konsequenzen bedeuteten, daß man unter allen Umständen entschlossen war, jede "Fehler- Diskussion" in der Partei rigoros abzublocken. Die Art und Weise, wie man mit mir umging, war noch ausgesprochen menschenfreundlich. Solch ein Angebot abzulehnen hätte zum einen der Parteidisziplin widersprochen; zum anderen gebot auch der gesunde Menschenverstand, solch schonenden Umgang zu einer Zeit unbedingt wahrzunehmen, da bereits die Vorverurteilung von Wilhelm Zaisser und Rudolf Herrnstadt als "Feinde", "Kapitu-lanten" und "Verräter" in einer Intensität angelaufen war, die Vergleichbares weder vorher noch später erreichte. Heute weiß ich die Dinge natürlich zu deuten: Es war ein gnadenloser Kampf Walter Ulbrichts um die Erhaltung seiner Macht und um ihre Festigung. Damals aber waren für mich die Hintergründe dieser unerquicklichen Vorgänge völlig unverständlich. Natürlich konnte man sich vorstellen, daß Zaisser als Staatssicherheitschef manche vorbeugende Maßnahmen versäumt hätte, um die Unruhen im Keim zu ersticken; aber das war eine bloße Annahme. Herrnstadts Verschulden blieb mir völlig Hekuba. Mit diesen Verdächtigungen verknüpften sich fast zeitgleich die in der Sowjetunion ablaufenden schlimmen Vorgänge: Die "kollektive Führung", die Stalins Nachfolge antreten sollte, zerbarst sehr schnell an individuellen Machtgelüsten. Am 26. Juni ließ sie mit gutem Grund ihr Mitglied Lawrenti Berija, Innenminister und Chef der Staatssicherheit, verhaften; er wurde schwerster Verbrechen angeklagt und erschossen. Unter diesen die winzig kleine DDR überschattenden Bedingungen hatten Zaisser und Herrnstadt nicht die geringste Chance, sich gegen Walter Ulbricht durchzusetzen, und

die Partei wurde der Möglichkeit einer selbstkritischen Überprüfung, mehr noch: einer Besinnung auf sich selbst beraubt.

Die Konzentration auf die eigentliche Institutsarbeit war in der gegebenen Situation sicher das Sinnvollste, aber hatte auch ihre Haken. Mit gutem Grund beklagte Heinz Kamnitzer in der Sitzung der Fakultät vom 9. 9. 1953 das Übermaß an Verwaltungsarbeit auf Kosten der wissenschaftlichen Leistung: "90 % der Arbeitszeit müsse der Arbeit mit dem Buch gewidmet sein. Er macht den Vorschlag, den Herrn Staatssekretär zu einer der nächsten Fakultätssitzungen einzuladen, um diese Fragen in gemeinsamer Aussprache zu klären." Dies blieb natürlich ein frommer Wunsch. Die Anwerbung von Hilfsassistenten aus den höheren Studienjahren brachte oft nicht den erwarteten Ertrag, sondern zusätzliche Belastungen. Nicht die Zahl, sondern die Qualität hatte das Kriterium zu sein. Einen sehr wertvollen Zugewinn erhielten wir im Oktober durch Erich Paterna. Der schon 1897 Geborene war der Typus einer Lehrergestalt, wie ihn Fontane darstellt: mit der brandenburgischen Landschaft verbunden, vielseitig interessiert, vor allem natürlich historisch - und das von der Ortsgeschichte bis hin zur Weltgeschichte -, pädagogisch talentiert und auf dieser Strecke unermüdlich. Von der SPD kommend geriet er natürlich mit dem Nazismus in Konflikt, erlebte Widerstand, Kerker und gehörte nach 1945 zu den unbedingten Verfechtern der Vereinigung der Arbeiterparteien. Bevor er zu uns kam, lehrte er an der Parteihochschule, wo damals schon Hanna Wolf das Zepter schwang. Ihr Ehrgeiz erschöpfte sich in der nahtlosen Deckung der Hochschule in all ihren Äußerungen mit der Linie der Partei mit all ihren Schwankungen, Wendungen und Knicken. Nicht daß sich Paterna gegen die Entwicklung der Partei neuen Typs gestellt hätte, aber Hanna Wolf hatte einen sechsten Sinn und zog immer selbständigen Denkern bedingungslose Gefolgsleute vor. Also sah sich Staatssekretär Harig überraschend in der Lage, der Fakultät am 14. Oktober die Berufung von Erich Paterna zum Professor mit Lehrauftrag für die Geschichte des deutschen Volkes mitzuteilen. Er kam nicht mit leeren Händen. Seine quellenmäßig hervorragend fundierte Arbeit über die Klassenkämpfe im mansfeldischen Bergbau im 16. und 17. Jahrhundert war schon weit vorangeschritten - 1960 erschien sie zweibändig im Druck. Mit Paterna erhielt die Gruppe, die sich thematisch im Feudalismus angesiedelt hatte, nicht allein eine Verstärkung, sondern einen ausgewiesenen Kopf.

Das Institut umfaßte nunmehr drei Abteilungen: Kamnitzer als Institutsdirektor stand - ungeachtet seines Anteils am Lehrbuch von 1789-1815

- der Abteilung "Weimarer Republik" vor, für die eine Vorlesung neu auszuarbeiten war; außer den Oberassistenten Dr.Ruppel und Schötzki gehörten ihr vier Assistenten und drei Hilfsassistenten an. Obermann als stellvertretender Direktor deckte vorlesungsmäßig die Zeit von 1789-1917 ab; ihm standen als Oberassistenten Scheel und Stulz, fünf Assistenten und drei Hilfsassistenten zur Verfügung. Paterna, der den feudalen Zeitraum von 1500-1789 im Überblick verantwortete, hatte zwar neben seinen zwei Oberassistenten Köpstein und Berthold nur einen Assistenten und zwei Hilfsassistenten, aber forschungsmäßig war seine Truppe am besten aufeinander abgestimmt. Die größten Schwierigkeiten hatte Kamnitzer, Lehrbucharbeit und Weimar-Vorlesungen unter einen Hut zu bekommen; er bewirkte daher beim Staatssekretariat, daß er vom März bis zum September 1954 von sämtlichen Institutsgeschäften befreit wurde, die jetzt auf Obermann übergingen. Er übernahm die Aufgabe ohne die geringste Scheu, aber auch ohne viel Aufhebens, und es tat dies unserem Institut nur gut. Kamnitzer war ein Schriftsteller, dem es immer auf schöne Formulierungen ankam und der nie an einer reizvollen Idee vorüberging, auch wenn sie ihn von Weg und Ziel abbrachte. Obermann war nüchtern, ja trocken und so phantasielos, daß ich mich nicht erinnern kann, ihn in der Mensa beim Mittagstisch jemals mit etwas anderem als Bratkartoffeln und Ei gesehen zu haben. Er war ein immens fleißiger Historiker, den Stilfragen nicht sonderlich beunruhigten, aber der um so mehr von dem Ehrgeiz besessen war, jede seiner historischen Aussagen quellenmäßig belegen zu können. In einer Zeit, da es noch so manchen gab, der die zeitraubende, mühselige Schürfarbeit in Archiven für unvertretbaren Luxus hielt, da man ja über die historisch-materialistische Methode verfügte, die schon alles richten würde, da gehörte Obermann unstreitig zu denen, die insbesondere der jungen Historikergeneration beibrachten, daß eine Geschichte des deutschen Volkes von unten keine bloße Umkehrung überkommener Forschungsergebnisse sein kann, sondern auf einer eigenen selbständigen Quellenerkundung gegründet sein muß.

In der letzten noch von Kamnitzer geleiteten Sitzung vom 11. März 1954 stellte Obermann nüchtern fest, daß den Assistenten in der Regel die Sachkenntnis fehle und wir erst am Anfang einer systematischen Aktenauswertung stünden. Als positiv bewertete er zum einen die Archivarbeit von Pitt Stulz in Dresden, der sowohl für Kamnitzers wie für Obermanns Lehrbuchabschnitt fündig geworden war und in enger Zusam-

menarbeit mit dem Archivar Alfred Opitz 1956 einen Artikel über "Volksbewegungen in Kursachsen zur Zeit der Französischen Revolution" herausbringen konnte. Zum anderen nannte Obermann mein Bemühen um die Darstellung des Berliner Aprilstreiks von 1917, den ich dank der minutiösen Aktenführung diverser berliner, preußischer, auch sächsischer Behörden und der zeitgenössischen Publizistik als Ereignis und in seiner historischen Bedeutung bis ins Detail verfolgen konnte. Am Ende war daraus eine recht solide und überschaubare Arbeit geworden, die sich auch vom Umfang her als Promotionsschrift geradezu anbot.

Daß ich diesen Weg dann doch nicht ging, sondern die Arbeit 1957 in einem Sammelband veröffentlichte, den Albert Schreiner zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution im Akademie- Verlag herausbrachte, hing mit der kritischen Situation zusammen, in die die einstige Hauptaufgabe unseres Instituts - der Lehrbuchabschnitt von 1789 bis 1815 - im Verlaufe des Jahres 1954 geraten war.

Kamnitzer kam über seine Vorlesungen zur Weimarer Republik mit seinem Lehrbuchabschnitt hoffnungslos in Verzug. Seine in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 3, S. 257, gedruckte Disposition hatte nur für den Zeitraum 1789-1794 wenigstens Thesencharakter und erschöpfte sich dann in Kapitelüberschriften. Die Teilausarbeitungen, die er gegen Jahresende vorlegte, befriedigten so wenig, daß das Autorenkollektiv ihn von der weiteren Lehrbucharbeit befreite und Joachim Streisand, der 1952 bei Meusel promoviert hatte, mit der Übernahme des gesamten Lehrbuchabschnitts betraute. Daß Kamnitzer sich schon seit längerem von dieser Thematik verabschieden wollte, zeigte sich auch darin, daß - natürlich mit seinem Einverständnis - der Dekan mir am 8. März für das Herbstsemester 1954/55 einen zweistündigen Lehrauftrag "Geschichte des deutschen Volkes von 1789 bis 1871, Teil I" an der philosophischen Fakultät erteilte. Das Jahr 1954 endete für Heinz Kamnitzer mit einem schweren Nervenzusammenbruch, der ihn am 12.Dezember aufs Krankenbett warf. Chefarzt Dr. Rudolf Baumann ließ den Dekan am 21.Dezember wissen: "Bei der Schwere des Krankheitsbildes ist die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit vorerst nicht abzusehen." In der Tat, es verging mehr als ein halbes Jahr, ehe Kamnitzer als Rekonvaleszent gelten konnte, der dennoch nicht stabil genug war, um wieder in das alte Geschirr zu steigen. Folgerichtig übernahm ich auch wieder wie im Vorjahr die zweistündige obligatorische Überblicksvorlesung im Herbstsemester 1955/56 zur Geschichte des deutschen Volkes von 1789 bis 1849. Im Protokoll der Fakultätssitzung vom 21. 7. 1955 heißt es jedoch dann:

"Auf Antrag von Prof. Kamnitzer, ihn auf Grund seines schlechten Gesundheitszustandes von seinen Funktionen an der Humboldt- Universität zu entbinden, ermächtigt die Fakultät den Herrn Dekan, Prof. Kamnitzer für seine Mitarbeit zu danken und ihm das tiefe Bedauern der Fakultät auszusprechen." Mit Wirkung vom 1. 10. 1955 schied Kamnitzer aus und lebte hinfort als freier Schriftsteller, der dem PEN-Club der DDR bis zu seinem Ende vorstand, sich besonders um Arnold Zweig und sein Werk verdient gemacht und 1993 einen bemerkenswerten poetischen "Abgesang mit Herzschmerzen" veröffentlicht hat, worin er sich den Leuten zurechnet, "die nicht aufhören werden, ein Dasein zu suchen, das erträglich und friedlich auf Erden."

Die Leitung des Instituts ging nunmehr endgültig an Karl Obermann über, der schon im Jahr zuvor sechs Monate lang die Amtsgeschäfte geführt hatte. In die Betreuung der Dissertanten unter unseren Mitarbeitern, die bisher ganz allein bei Kamnitzer gelegen hatte, teilte Obermann sich mit Paterna. Ich war am 1. September 1952 in die außerplanmäßige Aspirantur aufgenommen worden und nahm jetzt als erster die Hürde der Promotion. Das Doktorandenbuch 1956 der philosophischen Fakultät vermerkte unter Nr. 1, daß der Kandidat Heinrich Scheel am 21. März 1956 mit dem Prädikat vorzüglich (summa cum laude) zum Doktor der Philosophie promoviert worden ist. Als Promotionsschrift hatte ich die Forschungsergebnisse eingereicht, die ich als Beitrag für den nunmehr von Joachim Streisand zu liefernden Lehrbuchabschnitt erarbeitet hatte. Der erste Teil dieses Entwurfs, der den Zeitraum von 1789 bis 1807 umfaßte, lag bereits Anfang Dezember dem Autorenkollektiv vor. Unter dem Vorsitz von Meusel und erweitert durch Vertreter verschiedener historischer Institute wurden um die Jahreswende 1955/56 drei kritische Besprechungen durchgeführt, denen ein von mir verfaßtes Gutachen zugrunde lag. Es bestätigte den guten Gesamteindruck des Entwurfs, aber kennzeichnete doch vier wichtige Fragen als noch unzureichend gelöst: 1. Die Darstellung der sozialökonomischen Situation in Deutschland, 2. die Herausarbeitung der Rolle der Volksmassen, 3. die Beurteilung der preußischen Politik und 4. die Einschätzung der französischen Kriege. Die Diskussion bestätigte im allgemeinen die in den ersten beiden Punkten genannten Mängel, wobei befriedigende Lösungen angesichts der territorialen Zersplitterung Deutschlands äusserst schwierig und dennoch unabdingbar wären. Nur auf gesicherten Aussagen zur sozialökonomischen Basis könnte ein naturgemäß sehr differenziertes Bild von den un-

terschiedlichen Aktivitäten der werktätigen Schichten in Stadt und Land gegeben werden. Die von allen Teilnehmern insgesamt negativ gewertete Politik Preußens, die bei Jena und Auerstedt ihre verdiente Niederlage erlebte, führte dennoch zu einem heftigen Meinungsstreit im Zusammenhang mit dem Baseler Frieden 1795. Während Ernst Engelberg die in Basel vereinbarte Preisgabe des Linksrheinischen durch Preussen nationalen Verrat nannte, nachdem die Franzosen die "natürlichen Grenzen" zum leitenden außenpolitischen Prinzip erhoben hätten, hielt Alfred Meusel strikt dagegen, Preußen auf diese Weise zum Schirmherrn nationaler Interessen zu machen und ihm eine Rolle zuzuordnen, die es erst 1866 an sich riß. Noch heftiger stritt man um die Einschätzung der französischen Kriege, wozu das Gutachten thesenartig folgende Ausführungen machte: Die Kriege Frankreichs sind gerecht bis 1795/96, wobei das Element der Plünderung und Eroberung besonders nach dem 9. Thermidor stark zunimmt, ohne jedoch schon zu dominieren; von seiten der Koalition ist der Krieg ungerecht. Auf beiden Seiten ungerecht sind die Kriege im Zeitraum von 1796 bis 1806/07, was selbstverständlich progressive Wirkungen dieser Kriege von seiten Frankreichs nicht ausschließt. Ab 1807 sind die Kriege weiterhin ungerecht, während die unterjochten Völker einen gerechten Befreiungskampf führen. Damit hatte ich mir ein halbes Dutzend engagierte Gegner - darunter auch Meusel - auf den Hals geladen, die zwar mehr oder weniger mit den Begriffen gerecht und ungerecht hantierten, aber den Charakter des jeweiligen Krieges im Grunde nur von seiner progressiven Wirkung her bestimmten. Auf meine Seite schlugen sich - wenn auch zum Teil mit etwas abweichenden Zäsuren - ein anderes halbes Dutzend. Meusel konstatierte abschließend als Ergebnis die Herausarbeitung von zwei entgegengesetzten Konzeptionen und überließ es dem Autor, sich nach gründlicher Erwägung der Argumente für eine von ihnen zu entscheiden.

Ich habe in diesen Jahren an der Humboldt- Universität hart gearbeitet und mich nicht geschont. Anfangs gebot die Institutsordnung die persönliche Präsenz jedes Mitarbeiters präzis ab 8 Uhr an seinem Arbeitsplatz. Ich habe das Meinige dazu getan, um dieses Gebot gründlich zu durchlöchern. Mit Ausnahme des Chefs, dem ein eigenes Zimmer zustand, saßen alle anderen in der Regel zu zweit oder dritt in einem Raum, was etwas ganz anderes ist, als wenn unzählige Benutzer den gemeinsamen Lesesaal einer Bibliothek oder eines Archivs bevölkern, ohne sich im geringsten ins Gehege zu kommen. Natürlich verlangten notwendige Besprechungen unsere Anwesenheit im Institut, aber dazu waren nicht

immer Vollversammlungen nötig; und unsere ohnehin überstopften Vorhaben machten den Sinn mancher Besprechungen durchaus fragwürdig. Was ich an wissenschaftlichen Leistungen in diesen Jahren zuwege brachte, war nicht am Institutsarbeitsplatz entstanden, sondern an meinem Schreibtisch zu Hause, wo mich höchstens das Telefon stören konnte. Ich hatte Ende 1950 unsere kalte und verbaute Wohnung in der Parkaue gegen eine Dreizimmerwohnung in der nahe gelegenen Normannenstraße 15 getauscht, wo ich mir ein etwa 12 qm großes Arbeitszimmer einrichtete, das meinen Bedürfnissen voll entsprach. Ich konnte mich hier nicht nur zurückziehen, sondern auch die Nacht zum Tage machen. Wenn alles schlief, war ich am emsigsten.

Anhang

Helmut Bleiber

Trauerrede für Heinrich Scheel (11. 12. 1915 - 7. 1. 1996) bei der Urnenbeisetzung am 23. 2. 1996 in Stolzenhagen.

Liebe Edith, liebe Petra, Astrid und Dietlinde, lieber Timm, liebe Enkel und andere Anverwandte, liebe Freunde Heinrich Scheels!

Theoretisch zu wissen, daß Leben ohne Tod nicht zu haben ist, und es praktisch am Beispiel von einem nahestehenden Menschen zu erfahren, das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Der Schmerz über den Verlust eines geliebten oder freundschaftlich eng verbundenen Menschen läßt die Hinterbliebenen mit dem Schicksal hadern. Trost ist aus rationalen Erwägungen schwer zu gewinnen. Trauer und Schmerz gründen in anderen Bereichen des Menschseins. Gleichwohl: Die emotionale Betroffenheit, mit der wir an der Urne Heinrich Scheels stehen, sollte uns nicht der Fähigkeit berauben, dankbar zu würdigen, daß ihm anders als vielen seines Jahrganges acht Jahrzehnte eines reichen und erfüllten Lebens gegeben waren.

Heinrich Scheel war sich dieser Gunstbezeugung des Schicksals natürlich bewußt. Ich zitiere die letzten Zeilen, die meine Frau und ich von ihm erhielten. Sie stehen auf einer gedruckten Danksagungskarte anläßlich seines 80. Geburtstages: „Vielen Dank für die beiden Klemperer- Bände. Ich bin bei Band I schon bis S. 400 vorgedrungen und bin erschüttert, feststellen zu müssen, daß ich das Ausmaß der Leiden dieses Mannes unter den Nazis ganz eindeutig unterschätzt habe. Vergleichsweise waren wir wahre Glückskinder! Euer Heinz". Ein Glückskind, so lautete auch der Kommentar von Waltraud Seidel- Höppner nach der Lektüre von Heinrich Scheels Memoirenband „Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand". Großes Glück wurde ihm in fortgeschrittenerem Alter zuteil in Gestalt von medizinischer Hilfe, die ihm mehrfach über lebensbedrohende Situationen hinweghalf, und schließlich: Auch die von Siechtum und langem Leiden freie Art seines Lebensendes wird man in diesem Zusammenhang sehen dürfen.

Heinrich Scheel wurde 1915 in Berlin-Kreuzberg als Sohn einer sozialdemokratisch engagierten Arbeiterfamilie geboren. Die im ersten Kapitel seiner Memoiren enthaltene liebevolle und gleichzeitig ungeschminkte Schilderung des familiären und sozialen Umfelds seiner Kindheit zeugt von seiner Verbundenheit mit den „kleinen Leuten". Seiner sozialen Verwurzelung im proletarischen Milieu Berlins der zwanziger Jahre als eines bestimmenden Elements seiner Persönlichkeitsentwicklung und seines späteren Engagements war er sich stets bewußt.

Entscheidende Bildungserlebnisse gewann Heinrich Scheel ab Frühjahr 1929 als Schüler der Schulfarm Insel Scharfenberg, die ein Erziehungskonzept verfolgte, das sowohl in der Stoffvermittlung als auch in der Gestaltung des Gemeinschaftslebens auf die Entwicklung von Eigeninitiative und die Wahrnahme von Eigenverantwortung durch die Schüler zielte. Zu den prägenden und den weiteren Lebensweg bestimmenden Bildungserlebnissen seiner Scharfenberger Jahre gehörte der durch zwei Lehrer und Mitschüler wie Hans Coppi und andere vermittelte Zugang zum Marxismus beziehungsweise zur kommunistischen Bewegung. Die sich daraus logisch ergebende Teilnahme am antifaschistischen Widerstand, ab 1939 als Angehöriger des Widerstandskreises um Harro Schulze- Boysen und Arvid Harnack, ist eine der bleibenden Leistungen seines Lebenswerkes. Dem Todesurteil nicht zuletzt dank seiner klugen und geschickten Selbstverteidigung, aber auch dank der Solidarität und Hilfe vieler Freunde und Weggefährten nur knapp entgangen, überstand er Straflager, Bewährungsbataillon und Kriegsgefangenschaft. Die wenigen Jahre, die er anschließend wieder in seinem geliebten Scharfenberg, nun als Leiter der Anstalt, verbringen durfte, gewannen ihm - die Feier aus Anlaß seines 80. Geburtstages hat es zuletzt noch einmal eindrucksvoll unter Beweis gestellt - eine große Schar dankbarer Schüler. Nach kurzen Intermezzi am Haus der Kinder in Berlin- Lichtenberg und der Pädagogischen Hochschule Berlin führte ihn sein Lebensweg 1952 zurück zur Universität, an der er ab 1935 studiert hatte. Hier und ab 1956 an der Akademie der Wissenschaften widmete er sich jenem Arbeitsgebiet, auf dem er sich nationale und internationale Anerkennung als Historiker erwerben sollte. Seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Jakobinerbewegung, insbesondere seine drei Bände umfassende Geschichte der Mainzer Republik von 1793 sind von grundlegender Bedeutung für die Erschließung eines Traditionsstranges, der von der akademisch installierten bürgerlichen Historiographie wegen seines revolutionär- demokratischen Charak-

ters lange Zeit gemieden und tabuisiert worden war. Gegenstand seiner Untersuchungen waren Fragen wie die nach dem Verhältnis von Aufklärung und Revolution, von revolutionärer Intelligenz und Massenbewegung, von sozialer und nationaler Frage, von Patriotismus und Kosmopolitismus - Fragen also, die heute zwar modifiziert, aber in ihrer Substanz aktuell sind wie eh und je.

Heinrich Scheel war eine ausgeprägte, eine ungewöhnliche und reich begabte Persönlichkeit. Neben Zügen und Eigenschaften, die zum guten Wissenschaftler gehören, wie intellektuelle Redlichkeit, logische Gedankenführung und unermüdliche Beharrlichkeit verfügte Heinrich Scheel über musische Talente. Den in seiner Jugend vielfach und gern frequentierten Zeichenstift rührte er aus Gründen der Zeitökonomie schon lange kaum noch an. Aber sein sicheres Sprachgefühl - die Leser danken es ihm - bestimmte das stilistische Niveau seiner wissenschaftlichen Texte. Unmittelbare Wirksamkeit erreichte er damit in Vorträgen. Er war ein glänzender Rhetor. Vor Jahren habe ich ihm einmal spöttelnd und etwas, aber nicht viel übertreibend gesagt, er könne jedes beliebige Auditorium zu Begeisterungsstürmen hinreißen oder zu Tränen rühren. Seine Wirkung als Redner beruhte erstens darauf, daß er, wenn er an ein Pult trat, stets inhaltlich etwas zu sagen hatte. Zeitübliche Phrasen und leere Sprechblasen waren ihm fremd. Zweitens: Die zu vermittelnden Inhalte vermochte er mit der von ihm beherrschten Kunst der geschliffenen Formulierung und gepflegter Sprache in eine niveauvolle Form zu bringen und drittens verstand er es, seine Texte eindrucksvoll zu präsentieren.

Faszination und Ausstrahlung seiner Persönlichkeit erwuchsen nicht zuletzt aus dem Phänomen, daß in seinem Wesen, in seinem Verhalten scheinbar unvereinbare Widersprüche eine symbiotische Vereinigung eingingen und sich aushielten. Heinrich Scheel war sich des Privilegs außergewöhnlicher Begabung wohl bewußt und blieb bescheiden und dem Milieu der „kleinen Leute" seiner Herkunft verbunden. Wenn er zu repräsentieren hatte oder ans Pult trat, strahlte er Würde aus. Aber er verfügte zugleich über eine sich selbst und fast alles hinterfragende und Distanz schaffende Ironie, ja die Fähigkeit zu albern. Er verkörperte glaubhaft eine feste weltanschauliche und politische Überzeugung und demonstrierte gleichzeitig eine aus Sicherheit erwachsene souveräne Gelassenheit. Er war ein engagierter Verfechter seiner Sache und gewann die Akzeptanz und nicht selten die Freundschaft von Menschen aus politisch und weltanschaulich anderen Lagern. Er war seiner lieben Edith ein folgsamer Ehemann und doch kein Gehorsamer. Er war ein

passionierter Erzähler und Unterhalter und gleichzeitig einer, der zuhören und einfühlsam auf andere Menschen eingehen konnte. Er war ein Selbstdarsteller ohne, was ganz selten vorkommt, der Versuchung zu erliegen, beschönigendes Blendwerk in seine Projektionen einzuflechten.

Ein westdeutscher Bekannter, ein Linker, schrieb mir, nachdem er Heinrich Scheels Memoiren gelesen hatte: „Solch ehrliche Männer haben zuvor in Deutschland noch nie regiert". Was Heinrich Scheels Ehrlichkeit angeht, hatte er recht, was das Regieren betrifft, nur sehr bedingt. Heinrich Scheel hat in der DDR wichtige wissenschaftspolitische Aufgaben wahrgenommen: Parteisekretär der Akademie der Wissenschaften, stellvertretender Direktor des Akademieinstituts für Geschichte, Vizepräsident der Akademie von 1972 bis 1984 und Präsident der Historikergesellschaft der DDR von 1980 bis 1990. Diese und andere Ämter ermöglichten ihm eine gewisse Einflußnahme auf die Entwicklung der Wissenschaft und der in ihr tätigen Menschen, aber Einfluß auf die Entscheidung über Grundsatzfragen der politischen Entwicklung der DDR hatte er nie. Heinrich Scheel hat die DDR verstanden und mitgetragen als legitime und notwendige Alternative zu faschistischer Diktatur und einer Bundesrepublik, in der frühere Nazis in Wirtschaft, Politik und Justiz in Amt und Würden waren. Sein Beispiel, wie das zahlreicher anderer, zeugt davon, daß in der DDR neben und vor dem heute viel beredeten verordneten Antifaschismus persönlich gelebter und erfahrener Antifaschismus präsent und wirksam war. Gleichzeitig hatte er mancherlei Schwierigkeiten mit und in diesem Staat, mit dogmatischen Simplifizierungen, politischer Engstirnigkeit und der immer offensichtlicher werdenden Unfähigkeit des verkrusteten politischen Systems, auf brennende Fragen angemessene Antworten und Lösungen zu finden. Der Untergang der DDR und der Sowjetunion, der er sich als dem Land der siegreichen Oktoberrevolution seit seiner Scharfenberger Schülerzeit stets besonders verbunden gefühlt hatte, traf ihn zutiefst. Gleichwohl und trotz alledem: Die Überzeugung von der Sinnhaftigkeit seines politischen Einsatzes im antifaschistischen Widerstand und seines Mitwirkens am Versuch einer sozialistischen Gesellschaft konnte ihm, der um den langen Atem der Geschichte wußte, diese historische Wende nicht nehmen. Unter der Folie seiner Schreibtischauflage und somit ständig vor Augen verwahrte er einen Zettel, auf dem er eine Tagebucheintragung von Werner Krauß aus dem Jahre 1966 notiert hatte. Sie lautet: „Politik auswegslos. Antipolitik überhaupt unwegsam. Der Sozialismus bleibt einzige

Lösung, trotz seiner Diskreditierung durch eine Praxis, die manche Ansprüche erfüllt, aber den Anspruch, der der Mensch ist, geflissentlich überhört und verleugnet".

Heinrich Scheels Persönlichkeit und Lebenswerk sind nicht zu verstehen ohne seinen familiären Hintergrund. Seine Eltern vermittelten ihm die Gewißheit vorbehaltloser Akzeptanz, eine, wie man weiß, nicht hoch genug zu bewertende Mitgift für das Leben, die innere Sicherheit gibt und auch in schweren persönlichen Krisen bewahren läßt. Welch große Rolle seine familiären Bindungen in der Zeit seiner Inhaftierung und insbesondere in den Monaten und Wochen vor seinem Prozeß im Reichskriegsgericht für ihn spielten, wie seine Familie ihm über die nur begrenzt mögliche praktische Hilfe hinaus vor allem als Kraftquell für emotionales und moralisches Durchhaltevermögen von existentieller Bedeutung war, ist seinen Erinnerungen zu entnehmen. Nicht von Lektüre, sondern aus konkreter Anschauung weiß ich, was seine geliebte Edith für ihn bedeutete. Wenn ich es richtig sehe, erschien nicht eines seiner umfangreichen fachhistorischen Bücher, in dem ihre Mitwirkung nicht dankend erwähnt wird. Von der Quellenerschließung auf ausgedehnten Archivreisen bis hin zu Registeranfertigung und Korrekturlesen begleitete und förderte sie seine wissenschaftlichen Werke. Weitaus bedeutsamer aber für Heinrich Scheels Lebensleistung war, so scheint mir, daß er in Edith, in deren Persönlichkeit anrührende Warmherzigkeit und stete Hilfsbereitschaft sich mit entschiedener Eigenständigkeit und zupackender Resolutheit vereinen, die ihm gemäße Lebenspartnerin gefunden hatte. Was könnte seine innige und tiefe Verbundenheit mit ihr besser offenbaren als seine Äußerung: Wenn Edith vor mir stirbt, dann will ich auch nicht weiter leben. Dank Edith, Dank der ganzen Familie für das, was Ihr für Heinz gewesen seid und getan habt.

Ich habe Heinrich Scheel viel zu verdanken, Hilfe, Förderung, Vertrauen, Freundschaft. Viele haben ihm viel zu verdanken. In der Erinnerung vieler wird er einen festen, einen guten Platz bewahren. Es bleibt sein wissenschaftliches Werk, das von Leistungen und Verdiensten der DDR-Historiographie kündet. Es bleibt sein politischer Einsatz in den Kämpfen dieses Jahrhunderts für eine bessere, gerechtere Weltordnung.

Hinterläßt Heinrich Scheel ein Vermächtnis? In der letzten Trauerrede, die er hielt, der Rede an der Bahre von Walter Markov im Juli 1993 findet sich der Satz: „Das alte Ringen der Menschen um Gerechtigkeit und Freiheit ist unzerstörbar und macht eine sozialistische Selbstverwirkli-

chung zwingend". Abschließend zitierte er die Aufforderung Markovs, trotz der erlittenen Niederlage und aus ihr lernend dieses Ziel nicht preiszugeben. Heinrich Scheel bekannte sich zu diesem Vermächtnis Walter Markovs. Es ist auch das seine.

Dank, Heinrich Scheel, für menschliche Wärme, für Lebenswerk und Vermächtnis.